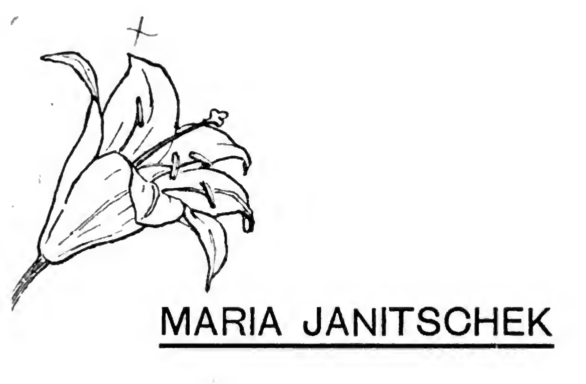
Der schleifstein

Maria Janitschek



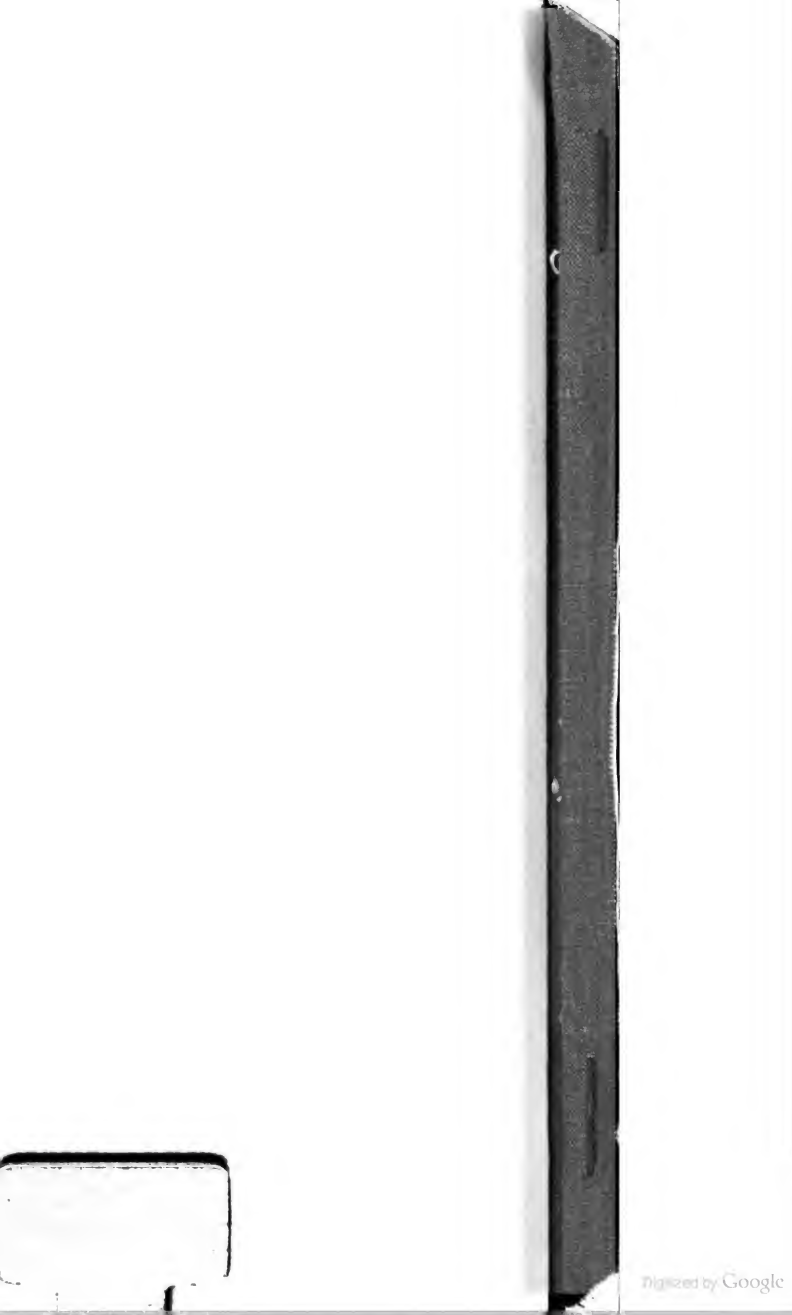
MARIA JANITSCHEK

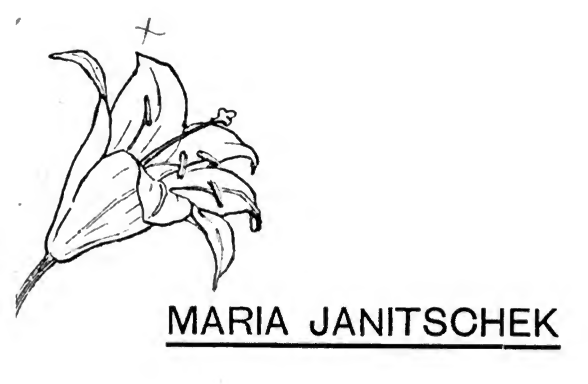
DER SCHLEIFSTEIN

EIN LEBENSBILD



LEIPZIG 1896
VERLAG KREISENDE RINGE
(MAX SPOHR)





MARIA JANITSCHEK

DER SCHLEIFSTEIN

EIN LEBENSBILD



LEIPZIG 1896
VERLAG KREISENDE RINGE
(MAX SPOHR)

Der Schleifstein

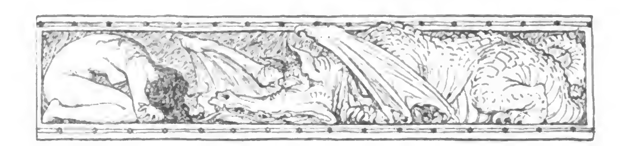
Maria Janitschek

Der Schleifstein

Ein Lebensbild



Leipzig 1896
Verlag Kreisende Ringe
(Max Spohr)



„Du mußt nur die Unordnung entschuldigen . . . . alles drunter und drüber, und vor wenigen Stunden hab ich erst aufgeräumt. Aber das ist so bei ihr. Wenn sie Eile hat, kehrt sie das Unterste zu oberst. Da, ihre Schuhe. Als ob sie nicht wüßte, wie heikel weißer Atlas ist. Guck dir mal den Schuh an, für einen Puppenfuß, wie?" Die alte Dame hielt mit zwei Fingern einen winzigen Schuh empor.

„Du bist das reine Kind, Aennchen".

„Kind? warum? Sind nicht alle Mütter so?"

Die Freundin schüttelte den Kopf.

„Die meinige wars nicht, auch deine nicht, soviel ich mich erinnern kann".

„Ach, dessen erinnerst du dich nicht mehr, Antonie. Weißt du wie lange das her ist?" Frau Ackermann blickte wehmütig vor sich hin. „Netto fünfunddreißig Jahre".

„Netto, das hast du also noch beibehalten; was lachten wir dich in der Schule wegen dieses Wortes aus.



Aber — dürft' ich dich um etwas bitten? Laß uns wieder hinausgehen, ja? Die parfümierte Luft dieses Zimmers ist mir schrecklich. Ich fühle ordentlich Atembeschwerden".

„Wahrhaftig? Und ich finde Lidwinens Zimmer so traulich". Die alte Dame öffnete die Thüre, und ließ die Freundin vorausgehen. Eine leichte Verletztheit klang aus ihren Worten.

„Nun hast du mir alle Schmuckgemächer euerer schönen Wohnung gezeigt", sagte Antonie, während sie sich nach dem Salon zurückbegaben, „nur eins nicht, und gerade das, was ich mir am molligsten vorstelle: dein eigenes Stübchen. Führ mich zu dir, wir wollen noch ein bischen von vergangenen Zeiten plaudern, bis deine Tochter kommt".

Sie zog ihre Uhr heraus. „Schon fünf, um sechs Uhr geht mein Zug ab".

„Geh doch. Kaum angekommen, redest du wieder vom Fortgehen".

„Ich kann nicht anders, Schatz. Aber deshalb möchte ich vorher so gerne deine Tochter sehen".

„Sie muß jeden Augenblick aus der Probe kommen, bitte setz dich und erlaube —"

„Nein, nicht hier, nicht hier in dem vergoldeten Rokokosalon; führ mich in dein Zimmer, dort nehme ich gerne eine Tasse Thee".

Ueber Frau Ackermanns gefurchtes Gesicht flog ein verlegnes Lächeln.

„Was fällt dir nur ein mit „meinem Zimmer?" Ich bewohne mit meiner Tochter die ganze Wohnung, weshalb sollt' ich ein eignes Zimmer —"

„Wie? Du hast dir nicht eine eigne Stube einrichten lassen? Das begreif ich nicht. Ich könnte nicht sein ohne einen Raum, in dem ich mich nach Belieben absperren und von der übrigen Welt trennen kann, wo ich unumschränkte Herrscherin bin. Wo hältst du denn dein Nachmittagsschläfchen?"

„Nachmittagsschläfchen? I manchmal dort, manchmal da. Hier in der Ecke".

Sie wies auf eine mit Goldbrokat ausgeschlagene Ecke, in der mehrere Fauteuils und Tischchen standen.

„Hier? Aber da bist du ja nicht ungestört? Wie wenn Besuch kommt?"

„Nun . . . . dann empfang ich eben". Antonie schüttelte den Kopf; ihre scharf geschnittenen Züge schienen noch schärfer zu werden.

„Wo schläfst du denn?"

„Ach du Kind!" Frau Ackermanns Hände glitten scherzend über das Haar der Freundin, „um was du dich alles kümmerst". Und mit einer schnellen Bewegung trat sie zu dem elektrischen Knopf und drückte darauf.

„Thee, aber rasch".

Das Dienstmädchen warf einen halbverwunderten, halb spöttischen Blick auf die alte Frau.

„Welch dreistes Gesicht, doch . . . . . so entkommst du mir nicht. Wo ist dein Schlafzimmer, ich will dein Schlafzimmer sehen".

„Toni, ich werde ernstlich böse, wenn du mit solchen Launen die kostbare Zeit deines Hierseins verschwendest".

„Zeig mir dein Schlafzimmer".

Frau Ackermann seufzte ungeduldig auf.

„So komm".

Sie durchschritten mehrere pompös ausgestattete Gemächer. In einer Kammer, die ursprünglich wohl zur Garderobe bestimmt war, es befand sich kein Fenster in dem Raum, blieb die alte Frau stehen und sagte:

„Hier".

Etliche Minuten vergingen, dann legte Antonie ihren Arm um den Nacken der Freundin.

„Leb wohl Anna, und — Gott schütze dich".

Sie wandte sich rasch zum Ausgang.

„Was heißt das?" rief Frau Ackermann ihr nacheilend, „was thust du? Antonie, sei gut, du mißverstehst alles, siehst du —"

„Sei ruhig". Die Freundin blickte sie erregt an, „das nennst du Mutterliebe, Liebe —"

„Ach du — das verstehst du nicht; du bist nie verheiratet gewesen, weißt nicht was es heißt, einen Teil

seines eigenen Ichs — aber in diesem besondern Falle, siehst du, es ist ja so unbedeutend, es ist nämlich wirklich kein Platz da. Die Wohnung ist eng, jeder Raum hat seine Bestimmung, und so hab ich das Kämmerchen neben ihrem Zimmer gewählt; wenn sie spät nach Hause kehrt, braucht sie nur an die Wand zu tippen —"

Antonie verhüllte sich das Gesicht. „Noch mehr, noch mehr; ich dachte ich hätte schon das Aeußerste vernommen".

„Liebe", die Stimme der alten Frau klang flehend, „thu mir den einzigen Gefallen, und geh noch nicht fort. Nun muß sie wirklich jeden Augenblick kommen. Wenn du sie siehst, wirst du alles begreifen, alles, glaubs mir. Denke, wie lange wir uns nicht mehr gesprochen haben, und nun willst du mir — laß dir doch erst alles erzählen, bevor du verdammst".

Mit zärtlichen Armen umschlang sie die Freundin und zog sie in den Salon. Auf dem vergoldeten Tischchen in der Ecke dampfte der Thee in zierlichen Tassen.

Antonie streckte abwehrend die Hände aus. „Ich könnte keinen Tropfen genießen".

„Versuch es —"

„Laß mich!"

„Weißt du noch, wie wir in deines Vaters Bienenhaus schlichen und Honigwaben stahlen? Damals war ich dein Ein und Alles in guten und bösen Stunden".

„Ja, ich hatte dich sehr lieb“, das alte Fräulein ließ sich widerstrebend in den Sessel nieder, „sehr lieb. Trotzdem wir jahrelang getrennt waren, habe ich dich nie vergessen —“

„Ebensowenig wie ich es that, Antonie“

„und als ich später vom Tode deines Mannes erfuhr, und daß du ein Kind hattest, war es mein sehnlichster Wunsch, dich zu besuchen. Aber — Columbia liegt so weit, und mein Onkel, der mich nach der Eltern Tod zu sich genommen hatte, verschob von Jahr zu Jahr seine Reise nach Europa. Nun er starb, und ich die Mittel besaß, zu reisen wohin ich wollte, war mein erster Weg zu dir“.

„Um eine Viertelstunde mit mir zusammen zu sein“.

Antonie schüttelte den Kopf.

„Ich muß nach Wien um dort Geschäfte mit einem Bankhause zu erledigen. Indes von Wien kehre ich wieder zurück; und wenn ich dich in dem friedlichen bescheidnen Heim gefunden hätte, in das dich meine Vorstellung versetzte, dann —“ sie seufzte leise, „würde ich dir den Vorschlag gemacht haben, mich bei dir zu behalten“.

Anna Ackermanns Augen leuchteten auf.

„Mein Gott! welches Glück wäre das für mich gewesen Warum thust du es nicht?“

„Wo die eigne Mutter keinen Platz findet, wie sollte man da eine Fremde dulden?“

Da ertönte die Klingel.

Frau Anna sprang auf.

„Das ist sie, das ist sie! Nun wird alles gut, da du sie sehen wirst. Ich eile sie zu holen“.

Sie entfernte sich rasch. Ein Rauschen von Seide glitt über den Korridor, dann fiel eine Thür ins Schloß.

Mehrere Minuten vergingen. Das Fräulein mit den strengen, scharfgeschnittenen Zügen schritt auf und nieder. Hin und wieder schüttelte sie energisch den Kopf. Die steife Rokokopracht gefiel ihr nicht. Und trotz allen Aufwandes hatte das Gemach doch gar nichts Trauliches. Es mußten sehr äußerliche Menschen sein, die sich hier wohlfühlen konnten. Nun, jeder nach seinem Geschmack. Aber warum Anna noch immer nicht kam? Mußte sie etwa erst das Fräulein Tochter entkleiden helfen?

Da that sich die Thür auf.

Frau Ackermann näherte sich mit niedergeschlagenen Augen der Freundin.

„Liebe teuere Antonie, verzeihe! . . . Sie . . . sie . . . ist indisponiert, sie will nicht kommen“.

Antonie schlang ihren Arm um die Freundin.

„Gräme dich nicht darüber, mir ahnte so etwas. Ihr Herz ist noch kleiner als ihr Fuß; sag ihr das“.

Und mit eiligen Schritten entfernte sich das Fräulein.

Die alte Frau legte die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich . . . . . .

Die Tragödie mißhandelter Liebe! Als ob sie so selten wäre! Eine Straße weiter, und fast dieselben Szenen wie hier vollziehen sich zwischen zwei Menschen, nur daß sie andere Namen tragen . . . . . .



Hier in einem stillen Hause, dessen oberen Stock die Besitzerin bewohnte, eine polnische Gräfin, die fast immer verreist war, lebte ein Geschwisterpaar, das der ganzen Stadt bekannt war.

Sehr jung zur Waise geworden, hatte Agnes sich ihres Brüderchens, das damals kaum dem Säuglingsalter entwachsen war, mit mütterlicher Sorgfalt angenommen. Statt wie andere junge Mädchen an Putz oder Unterhaltung zu denken, widmete sie sich ganz seiner Erziehung. Sie fürchtete sich nicht, allein das alte Haus zu bewohnen, denn sie wußte, daß die Stadt, die sich vor ihren Fenstern ausbreitete, gleichsam ihr Wächter war, der sie beschützte. Es gab niemand, der dem jungen Mädchen seine Teilnahme versagt hätte. Sie besaß ein Vermögen, dessen Gesamtsumme nicht höher war als der Betrag, den eine vornehme Dame jährlich für ihre Parfüms ausgiebt. Aber sie verstand es, von den Zinsen desselben sich und

den Kleinen zu ernähren Der Bube gedieh vortrefflich, und als er siebenjährig die Schule zu besuchen anfing, war er der größte, frechste und klügste Kerl der ganzen Klasse. Eine blonde Mähne fiel über seine Schultern herab und bildete den Stolz von Agnes, die sich die Pflege der seidenweichen Locken des Bruders manche Stunde kosten ließ. Aus seinen hellen blauen Augen wollten Lehrer und Freunde besondere Intelligenz herauslesen.

Agnes regte seinen Ehrgeiz an, und da er überdies starke Fäuste besaß, die tüchtig zuhauen konnten, und ein guter Kamerad war, wurde er bald der Liebling aller auf der Schule.

Weniger seinen Talenten, als seinem einschmeichelnden Benehmen gelang es, die Lehrer für ihn günstig zu stimmen. Er stieg von Jahrgang zu Jahrgang. Mit guten Zeugnissen ausgerüstet verließ er die Schule. Nun trat die Wahl eines Berufes an ihn heran. Sie schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Er wollte sich der Musik widmen. Agnes machte große Augen. Ob er denn glaube, Anlagen zu besitzen. Ob ihm jemals eine Autorität zugeredet habe, u. s. w. u. s. w. Albert lächelte von oben herab auf die Schwester. Sie solle darüber nur beruhigt sein. Musik studieren koste weniger als ein anderes Studium. Ueberhaupt: studieren ließe sich da nicht viel. Das läge alles inwendig. Das sei Gabe der Natur. Die paar

technischen Kentnisse hätte man leicht in ein bis zwei Jahren weg. Sie solle sich nur vorstellen, wenn er eine große Oper à la Meyerbeer oder Verdi schaffen würde! Welcher Ruhm wäre das, auch für die Schwester des Komponisten.

Agnes hörte seine goldnen Zukunftsverheißungen ruhig an und bemühte sich, ihn Glauben zu schenken.

Eines Tages bat er sie: „Kannst du mir dreitausend Mark geben, ich möchte nach D. gehen", er nannte eine bekannte Musikstadt, „um mich da fertig zu bilden. In zwei Jahren gebe ich dir die Summe mit Zinsen zurück", setzte er protzig hinzu.

Agnes lachte auf.

„Auf einmal dreitausend Mark, das ist ja ein drittel unseres Geldes. Auf einmal kann ich dir das nicht geben. Ich will dir aber monatlich so viel schicken, daß du nicht zu darben brauchst".

Er wars zufrieden und reiste nach D.

Als er nach zwei Jahren zurückkehrte, hatte er keine Oper geschrieben. Aber Agnes war trotzdem froh, ihn wieder zu haben. Er hatte sich unterdessen sehr entwickelt und zeigte trotz seiner jungen Jahre schon eine bedenkliche Neigung zum Embonpoint. Sein blondes üppiges Haar quoll wie früher bis zu den Schultern. Seine roten Lippen verstanden so zu lächeln, daß man den letzten Zahn

seines tadellosen Gebisses sah. Er war schön und von jenem spielenden Hochmut, den jene besitzen, welche sich den Andern überlegen dünken. Er hatte keine Oper geschrieben, aber wenn ihn jemand fragte, womit er sich beschäftigt habe, antwortete er mit bündigem Lächeln: „gearbeitet, immer gearbeitet".

Albert war in der That nicht müßig gewesen. Nicht Musik, Menschen hatte er studiert. Er hatte mit scharfen Augen ihre Schwächen herausgefunden, und die Kunst erlernt, diesen zu schmeicheln, sie gleichsam zur Tugend, zum Verdienst aufzubauschen. Für ihn war kein Hohlkopf hohl genug, um ihm nicht beweisen zu können, daß er eigentlich ein Genie sei, das sich nur aus allzugroßer Bescheidenheit verberge. Die Folge seiner Taktik war, daß man ihn überall lieb gewann und einen Menschen von großem Scharfblick in ihm pries. —

Ein glückliches Vorkommnis unterstützte den Glauben der Leute an sein „arbeiten". In die Zeit seiner Rückkehr nach G. fiel die Erstaufführung einer Oper, deren Komponist seinen Namen in tiefes Dunkel hüllte. Die Oper fiel durch. Einige Melodien daraus hatten gefallen jedoch die Musik im ganzen war noch zu unselbstständig, zu sehr an bekannte Vorbilder erinnernd. Albert, der sich nachmittags im Café oder auf der Promenade umherzutreiben pflegte, brachte es fertig, sehr verlegen zu erscheinen, so oft im Kreis seiner Bekannten ein Wort

über jenes Tonwerk fiel. Schließlich sah man sich verständnisvoll an und dachte: aha. Es galt als offnes Geheimnis, daß er der Schöpfer der Oper sei. Selbst die eigne Schwester schwor darauf, daß nur die Verständnislosigkeit des Publikums daran Schuld trage, wenn ihr Bruder nicht schon jetzt als berühmter Mann gefeiert werde.

In Wahrheit war der Komponist ein deutscher Fürst von bekanntem Namen, der erst den Erfolg seines ersten Werkes abwarten wollte, ehe er sich als dessen Schöpfer bekannte.

Eines Nachmittags lag Albert in Gedanken verloren auf seiner Chaiselongue, als Agnes auf den Zehen herbeigeschlichen kam.

„Störe ich dich? Hier ist eben für dich ein Billet angekommen".

„Ah", er richtete sich auf und griff hastig nach dem Briefchen. „Von ihr. Eben dachte ich an sie".

„Eine Dame?" fragte Agnes bescheiden an der Thüre stehend.

„Ja eine Dame. Fräulein Ackermann". Ein triumphierendes Lächeln spielte um seinen Mund.

„Endlich wird sie deutlich. Ich wußte es ja gleich".

„Lidwina Ackermann! Die Schwester sann nach. „Ist das nicht die berühmte Sängerin am Opernhaus?"

Albert nickte.

„Ob ich . . . ich weiß nicht . . . hattest du nicht als Knabe eine Spielgefährtin, ein kleines dürftiges Mädchen, das denselben Namen trug? Das kann doch nicht eine Person sein".

„Doch, es ist ein und dieselbe". Er erhob sich aus seiner trägen Lage und begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Eine gewisse Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Sie ists. Ich habe sie schlecht behandelt. Später noch, als sie kein ganz kleines Mädchen mehr war. Sie erschien immer so dürftig gekleidet, und ich war ein eitler Bursch auf der Schule. Mit den Jahren hatte ich sie vergessen. Als sie im Winter hier debutierte, erkannte ich sie gleich. Sie sang göttlich. Bald nach ihrem Engagement begegnete ich ihr einmal hier in unserer Straße. Ich grüßte. Sie erbleichte, dankte und wandte sich nach mir um. Sie hatte mich wiedererkannt. Seit dieser Zeit —" er stockte mit jener prahlerischen Bescheidenheit, die mehr zu denken giebt, als eine schlichte Darstellung des Geschehenen.

Agnes lächelte. „Seit dieser Zeit —?"

„sucht sie mir offenbar zu begegnen, denn es vergeht kein Tag, an dem wir uns nicht irgendwo treffen. Nun endlich die Einladung".

Er reichte Agnes die Karte. Der gedruckten Ein-

ladung waren noch einige scherzhafte Bemerkungen an den einstigen Jugendfreund beigefügt.

„Welch nervöse Schrift" sagte die Schwester, die wie mit zitternder Hand hingeworfenen Zeilen betrachtend. „Sie taucht kaum die Spitze der Feder in die Tinte; und diese langen dünnen Buchstaben! . . . Wirst du hingehen?"

„Warum nicht?" entgegnete er zerstreut und ließ die Enden seines blonden Vollbarts durch die weißen Finger laufen, „sie empfängt die beste Gesellschaft bei sich. Allerdings muß ich dann bei Borkholms absagen, die mich schon für den Abend gebeten haben".

Albert speiste siebenmal in der Woche auswärts am Abend. Er lebte auf diese Art billig und gut, und erfreute überdies noch seine Gastgeber durch sein Kommen. Zum Mittagessen war er schon schwerer zu „haben", denn seine Schwester kochte sehr pikante Suppen, wovon er ein großer Freund war.

Woher sie die Krebse und andere Leckerbissen dazu nahm, fragte er nicht. Genies bekümmern sich nicht um so profane Dinge. Er ahnte nicht, daß sie schon seit Jahren mit feinem Pinsel schlanke Lilien und andere Blumengestalten auf gleißenden rosa und himmelblauen Seidenstoff malte, der zu Paravants bestimmt, unter falschem Namen von ihr an das große Luxuswarenlager einer benachbarten Stadt geliefert wurde. Sie erhielt viel Geld

dafür, gerade so viel, um den bescheideneren Teil seiner Bedürfnisse bestreiten zu können. Den größeren Teil bestritt, wer? Sie wußte es nicht. Aber sie glaubte, er arbeite und benütze Honorare, die er insgeheim erhielt, um bedeutendere Ausgaben zu decken. Er sprach so wenig von sich, der Gute! Sie konnte denken, was sie wollte. Und sie dachte das Beste . . . . .



Der Abend, an dem die Soiree bei Lidwina Ackermann stattfinden sollte, war angebrochen.

Albert ließ sich von seinem Friseur die Mähne zurechtstutzen, von seiner Schwester eine Gardenie ins Knopfloch stecken und warf sich in den ersten Wagen, der ihm begegnete. Nach kurzer Fahrt langte er in der angegebenen Straße an. Die Fenster der Ackermannschen Wohnung leuchteten hell in die Nacht hinaus.

Albert sprang elastisch aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf. Ein hübsches Mädchen mit schnippischem Gesicht half ihn sich seines Paletots entledigen und öffnete ihm die Thüre des Salons.

Betäubende Duftwogen, blendendes Licht, ein Regenbogengeflirre von bunten Seiden- und Gazeroben, elfenbeinfarbne Glatzen, unter denen süßliche Augen schmachten .....

Eine alte Dame, in schwarze Seide gekleidet, trat ihm freundlich entgegen.

„Sehr angenehm, Herr Thorn“.

„Ich hatte mir neulich erlaubt, Ihnen gnädige Frau und dem Fräulein Tochter meine Aufwartung zu machen, um für die gütige Einladung zu danken, traf Sie beide aber unglückseligerweise nicht zu Hause".

„Meine Tochter wird sich sehr freuen; wollen Sie mit mir kommen, ich glaube sie ist nebenan".

Frau Ackermann ging Albert durch das glänzende Gedränge voraus. Im Nebenzimmer trat sie vor eine Gruppe plaudernder Damen und flüsterte der einen etwas zu. Sie zuckte leicht zusammen, zögerte einen Augenblick und näherte sich ihm.

„Albert Thorn!"

Welche Rolle spielt sie jetzt, fuhr es ihm durch den Kopf. Aber trotz seiner Ironie fühlte er sein Herz heftig klopfen. Dieses Gesicht! Diese Augen! Diese Lippen! Auf der Straße ging sie nie unverschleiert, und auf der Bühne war sie geschminkt und „hergerichtet".

Zum erstenmal sah er die wirren dunklen Locken, die sich über den tiefschwarzen leuchtenden Augen sträubten, den brennend roten Mund mit seinen kindisch nach unten gezogenen Winkeln, das schlanke eigenwillige Näschen, aus dessen geblähten Nüstern ein starker Lebenswille sprach, der mit der müden Haltung des Körpers einen seltsamen Kontrast bildete.

„Albert Thorn", sagte Lidwina, ihre kleine überschlanke Gestalt aufrichtend, „ich habe heute ein schönes

Kleid an und gute Gesellschaft um mich versammelt, Sie brauchen sich meiner nicht zu schämen".

Er konnte nicht hindern, daß bei ihren Worten eine heiße Blutwelle sein Gesicht übergoß .....

„Sie sind bereits gerächt, gnädiges Fräulein; suchen Sie nicht weiter nach Blitzen, mich zu vernichten".

„Und wer war mein Rächer?"

Ihre Augen sahen mit verwirrendem Blick zu ihm auf.

„Die Erkenntnis, daß ich ein kleiner elender Bursche war ....."

„Sie haben diese Erkenntnis? Dann bin ich zufrieden". Und plötzlich in eine andere Tonart überspringend, auf ihre Gäste deutend: „Kennen Sie diese Herrschaften?"

„Die meisten, ich bin ja ein Kind dieser Stadt".

„Ah richtig, das hatte ich vergessen". Sie legte ihren Arm in den seinen und zog ihn geschickt durch die umherstehenden Menschengruppen in den Saal nebenan, „und meine Mutter, wie finden Sie meine Mutter, unverändert, nichtwahr?"

Er wollte eben eine Beteuerung beginnen, als sie ihn wieder unterbrach.

„Wie lange eigentlich, doch nein, ich weiß ja ... elf Jahre sinds her, ich zählte damals fünfzehn, ich glaube, es war ein graues Kleid mit schwarzen Borten, das Sie so haßten ....."

„Gnädiges Fräulein!"

„Lassen Sie das „gnädige", es ist langweilig. Erinnern Sie sich, ich ging damals in die Musikschule zu Brünigs — damals ja . . . . ." ihre Augen blickten traumverloren vor sich hin, „sie behandelten mich schlecht, weil ich — das Honorar für die Unterrichtsstunden oft schuldig bleiben mußte . . . . ."

Ihr hastiges Plaudern, das, wie ihm schien, ihre Aufregung und Verlegenheit verbergen sollte, setzte ihn in Verwirrung. Er konnte nur lächelnd nicken, denn sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. Endlich wandte sie ihr Gesichtchen zu ihm:

„Und Sie, haben Sie brav gearbeitet? was haben Sie eigentlich gearbeitet, außer der Oper, die ich, als Erstlingswerk genommen, für sehr gut halte. Der Funke blitzt durch, nur fürs nächste Mal —"

„Ah", er machte eine großartig resignierende Handbewegung, — „ich denke nicht mehr an Neuschöpfungen". —

„Wie? Unsinn. Setzen Sie sich hier her. Sie wollen nicht mehr arbeiten; das ist Blödsinn, das sagt man so, wenn einem etwas mißlingt. Auch ich habe schon hundertmal geschworen, nicht mehr zu singen und doch —"

„Ja Sie mit Ihrer göttlichen Begabung —"

„Nun, ich will diese „göttliche Begabung" in Ihren Dienst stellen; geben Sie mir ein schönes von Ihnen

komponiertes Lied, ich sings als Einlage in der nächsten Oper".

Er verbeugte sich und stotterte einige Phrasen.

„Nein, nein, ich meins im Ernst", rief sie ihn anblickend, „ich möchte gern von Ihnen etwas bringen".

„Ein passendes Lied", sagte er wie nachsinnend, ob er eins wüßte im Wust seiner Manuskriptlade; dann lächelte er kritisch. „Es ist merkwürdig, wie wenig gute Texte man findet".

Und nun verbreitete er sich des Langen und Breiten über Litteratur und ihre Bewegung. Er brachte Floskeln vor, die er den Lippen irgend eines Fachmanns abgelauscht hatte, und warf mit Sentenzen herum, die sehr geistvoll klangen. Lidwina hörte ihm ein wenig zerstreut zu. Als er eben einen brillanten Trumpf ausspielen wollte, sprang sie auf und schritt zu einem Herrn, der hereingetreten war.

„Ah Rudi, da bist du ja. Wie gehts dir? was macht deine Frau? warum hast du sie nicht mitgebracht?"

Und den Neuankommenden an der Hand fassend führte sie ihn zu Thorn.

„Herr Gaspari, unser erster Violinspieler, nach dessen Geige alles tanzt, wenn er will; mein alter Jugendfreund —"

„Aber wir kennen uns ja; nur daß Thorn dein alter Jugendfreund sei, wußte ich nicht".

In diesem Augenblick trat ein Mädchen mit einer Theeplatte heran. Die drei griffen zu den kleinen Tassen.

Während Albert einen Mund voll der duftigen Flüssigkeit nahm, neigte sich Gaspari zu der Sängerin und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie erblaßte nnd wollte davonstürzen. Er hielt sie am Arme zurück.

„Was fällt dir ein? Und deine Gäste?“

„Ah was kümmern —“ sie unterdrückte ein heftiges Wort.

Thorn stellte seine Tasse auf das Fensterbrett.

„Was ist geschehn?“

„Lassen Sie nur“ flüsterte sie und bemühte sich, ruhig zu erscheinen, „Mama wird schon schlichten“.

Eben kam die alte Dame heran.

Lidwina ergriff mit beiden Händen ihren Arm.

„Du Mama hör, heute Abend ist der Neubau in der Prankergasse zusammengestürzt; mehrere Maurer wurden verschüttet; bei den Rettungsarbeiten half auch — Eduard mit; er soll sich verletzt haben; ich muß zu ihm, sorge daß Niemand meine Abwesenheit merkt“.

Nach ihren hastig hervorgestoßenen Worten wollte sie sich eilig entfernen. Der Geiger stellte sich ihr in den Weg.

„Bleib doch Lidwina. Glaub mir, du kannst ihm wirklich nicht helfen. Er ist bereits im Spital untergebracht“.

„Im Spital“, sagte sie entsetzt, die aufgeraffte Schleppe wieder fallen lassend.

„Nur für heute; morgen kommt er wieder nach

seiner Wohnung. Es ist eine ganz unbedeutende Quetschwunde. Ich sprach ihn noch nachher".

„Gut, dann will ich in seine Wohnung sehen, ob da alles in Ordnung ist. Man soll ihm Blumen —"

„Aber das kannst du ja morgen besorgen", fiel die Mutter schüchtern ein.

„Ach was, laßt mich".

Ihr Gesicht hatte sich mit feiner Purpurröte bedeckt.

„Siehe", — Frau Ackermann wies nach dem Speisesaal, dessen Flügelthür eben geöffnet wurde, „nun kannst du doch nimmer —"

„Das wollen wir sehen —"

„Und ich bin heute so müd, wie werde ich allen Auskunft geben können, die nach dir —"

„Du bist immer zur Unzeit müde, übrigens — das ist ja nur eine Ausrede".

Die alte Frau senkte errötend den Kopf.

„Vor Zeugen", flüsterte sie ganz leise.

In diesem Augenblick trat ein eleganter älterer Herr mit vielen Orden im Knopfloch zu Lidwina.

„Darf ich um die Ehre bitten, gnädiges Fräulein zu Tisch führen zu dürfen?"

Lidwina legte ihren Arm in den seinen.

Frau Ackermann flüsterte Albert den Namen seiner Tischdame zu.

Es war eine Bekannte von ihm, eine „geschiedene"

Frau mit einer interessanten Vergangenheit und einer noch interessanteren Gegenwart.

Er ging, sie im Gedränge zu suchen.

Später, nach aufgehobener Tafel, als alle sich wieder in die Empfangsräume begaben, war die jüngere der Gastgeberinnen verschwunden . . . . .



Fünf Tage später saß Albert auf einem rotseidenen Puff zu Eidwinens Füßen. Die erstickende Parfümluft ihres Gemachs durchwehte der süße Atem der dunkelroten Rosen, die, in einen zierlichen Strauß gebunden, auf ihrem Kamin standen.

„Ihre Rosen duften immer stärker, je älter sie werden", sagte die Sängerin auf ihren Freund blickend, „nun sind sie schon zwei Tage alt, ein wahres Methusalemalter für Blumen".

„Welches Geschöpf würde in Ihrer Nähe nicht jung und frisch bleiben?"

„Aaaa —", machte sie, die Augen gen Himmel schlagend.

„Aber sagen Sie, was ist eigentlich aus jenem Herrn — Eduard, glaube ich, nannten Sie ihn, jüngsthin geworden? Ist er seinen Verletzungen erlegen oder —"

„Ach, reden Sie doch keinen solchen Unsinn", fuhr

sie auf, „erlegen. Wenn — nun . . . Nein, er kommt sogar wahrscheinlich heute hierher. Er hat sich gleich wieder erholt. Es war nur eine momentane Betäubung. Der Narr Gaspari! mich so zu erschrecken!"

Albert verzog die Lippen. Es ärgerte ihn, wenn sie gar zu sehr in den Theaterton verfiel. Das Triviale stand ihr nicht.

„Aber Sie ließen sich doch nicht abhalten, neulich —"

„Uebrigens, wie ist mir denn? Sie müssen doch Eduard kennen. Er war ja ein Schulkamerad von Ihnen. Eduard Molenar".

„Ah, Eduard Molenar", rief Albert sich mit beiden Händen in den Schopf fahrend, „natürlich kenne ich den, natürlich. Der! So, so. Ja, den kenne ich natürlich. Und das ist Ihr besonderer Freund," setzte er mit einem ausdrucksvollen Blick hinzu.

Ihre glänzenden Augen richteten sich warm in die seinen.

„Ja, ich — achte ihn sehr hoch".

Albert bemühte sich, auf ihren Ernst einzugehen.

„Hm, ja er war, wie ich mich zu erinnern glaube, schon in der Schule besonders beliebt". In Wahrheit erinnerte er sich nicht im geringsten des einstigen Kameraden. „Was ist eigentlich aus ihm geworden?"

Lidwina blieb ein paar Augenblicke die Antwort schuldig; dann sagte sie kleinlaut:

„Was aus ihm geworden ist? Er hat den philo-

sophischen Doktor gemacht, wollte allerlei beginnen, aber es mangelt ihm die rechte Lebensfreude".

„Er kann jedenfalls erst seit kurzer Zeit hier sein; ich hätte ihn doch irgendwo treffen müssen".

„Ja, er ist noch nicht lange hier, etwa so lange wie ich".

In Albert erhob sich ein leiser Aerger. Augenscheinlich bestanden zärtliche Beziehungen zwischen ihr und dem Helden, der verschüttete Maurer ausgraben half. Weshalb hatte sie nur nach ihm ihre Angel ausgeworfen? Sie war eben eine Theaterdame; die können nie genug vor ihren Siegeswagen spannen.

„Ist Herr Eduard Molenar reich?"

„O im Gegenteil". Lidwina lachte. „Er arbeitet vormittags in einer Kanzlei und bezieht ein sehr geringes Einkommen, das ihm seine Bedürfnisse bestreiten muß. Er ist Vegetarier".

„O weh!" rief Albert, seine roten üppigen Lippen zu einem sauren Grinsen verziehend, „Vegetarier. Die Leute haben weißes Blut".

Lidwina nickte. „Das kann wohl sein". — Aber er könnte rotes, heißes haben, wenn ich nur wollte, fügte sie in Gedanken hinzu.

Später kam Frau Ackermann herein.

„Sagen Sie, verehrte gnädige Frau", rief Albert, ihre beiden Hände an seine Lippen drückend, „ist es nicht

wunderbar, daß wir uns nun wiederhaben? Ihr Bild steht seit meiner Knabenzeit —"

„Wirklich? Sie erinnern sich noch meiner?" sagte die alte Frau erfreut.

„Und wie", entgegnete er innig.

„Aber es ist schon so lange her —"

„Nicht so lange, wie Sie denken —"

„Netto elf Jahre, seit wir G. verlassen haben, gerade so viel".

„Was bedeuten ein paar Jahre für die Freundschaft?"

„Da haben Sie recht. Damals verließ ich die Stadt gerne. Ich verstand nicht, hier warm zu werden".

„Das verstehst du bis heute nicht", warf Lidwina ein. „Für dich giebts nur eine Stadt auf Erden: deine Geburtsstadt: Prag".

„Waren Sie nicht bis vor ungefähr einem Jahre dort?"

„Jawohl", nickte Frau Ackermann, „jawohl, bis vor einem Jahr".

„Da hat Mama ihre krummen winkeligen Gassen, in denen sie sich noch immer als junges Mädchen promenieren sieht, ihre alten Brunnen, in deren Schatten sie ihre ersten Rendezvous abhielt, gelt Mama?"

Die alte Dame senkte wehmütig den Kopf.

„Warum blieben Sie nicht dort, wenns Ihre Mutter so glücklich machte? Die Oper soll ja viel glänzender sein als hier".

„Auch die Gagen sind höher, aber das war mir alles gleichgültig, ich wollte hierher“.

„Um auf dem Schauplatz Ihrer einstigen Lebenskämpfe Triumphe zu feiern,“ sagte er. Er wußte nicht warum, in diesem Augenblick that ihm die alte Frau leid. Sie kam ihm unendlich verlassen vor.

„Herr Doktor Molenar,“ rief das Mädchen, den Kopf zur Thüre hereinsteckend.

Lidwina sprang auf.

Der Eintretende verbeugte sich schlicht.

Der ist es, war es in Thorns Miene zu lesen; der? pah!...

Eduards kleine hagere Gestalt verschwand neben Alberts glänzender Erscheinung. Lidwina stellte die Herren einander vor.

„Wenn Sie beide Damen wären, sänken Sie einander gerührt um den Hals,“ rief sie mutwillig, sich in den Fauteuil werfend, und die Herren durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend.

„Ein kräftiger Händedruck sagt dasselbe,“ lächelte Albert, Eduard die Rechte hinstreckend, die dieser zögernd ergriff. „Ich freue mich wirklich aufrichtig, meinem geschätzten —“

Molenar blickte ihn fragend an.

„Ich kann mich nicht entsinnen, Sie jemals gesehen zu haben“.

„Desto lebendiger erinnere ich mich Ihrer. Selbst

kleiner Einzelheiten aus Ihrer Knabenzeit. So trugen Sie zum Beispiel im letzten Jahrgang der Volksschule einen grauen Filzhut, den Sie immer zum Gaudium von uns Jungens in die Tasche steckten, um seine Elastizität zu zeigen."

„So, wirklich?" Molenar suchte etliche Augenblicke in seinen Jugenderinnerungen. Albert lächelte unmerklich. Natürlich nahm dieser naive Mensch den alten Witz gleich für Ernst.

„Sehen Sie, Molenar," sagte Lidwina, „selbst Ihren Hut hat er sich gemerkt".

Der Doktor verbeugte sich ironisch.

„Ich bin sehr gerührt über das gute Gedächtnis des Herrn, schade, daß Sie nicht ein ähnliches besitzen."

Albert warf einen raschen Blick auf Molenar. Sollte der Mensch etwa weniger harmlos sein, als er erschien?

„Habe ich Ihnen eine Probe meiner Vergeßlichkeit gegeben? So etwas kann man unsereinem nicht übel nehmen. Mama, warum stehst du fortwährend?"

„O Verzeihung, gnädige Frau, Verzeihung, rief Albert und schob der alten Frau einen Fauteuil hin. Und dann beugte er sich liebenswürdig zu ihr, und verfing sie in ein Gespräch, das sehr nach ihrem Herzen sein mußte, denn ein freudiges Lächeln trat in ihr Gesicht.

„Sind Sie schlecht aufgelegt, Eduard?" fragte Lidwina mit leiser Stimme.

„Nein, nicht im mindesten“.

Sie hatte ihre leuchtenden Augen auf ihn gerichtet.

„Weshalb haben Sie mich zu sich bestellt. Ich mußte deshalb in einer Versammlung, wo ich reden sollte, absagen. Haben Sie mir etwas wichtiges mitzuteilen?“

„Mein Gott, sind Sie abscheulich unfreundlich!“

Ihr Gesicht färbte sich mit tiefer Röte.

„Die Schreiner oder Tapezierer, denen Sie Zukunft predigen wollten, werden deshalb heute noch keine Revolution machen“.

„Jaaa . . .“ seine Augen vergrößerten sich einen Moment; eine Regung des Zorns stieg darin auf, „es ist wohl das Beste, ich gehe . . .“

Er erhob sich.

Sie sah ihn hilflos an. In ihren Blicken zitterte etwas wie ein niedergehaltener Schrei.

„Sie gehen noch nicht, bitte! Sollte das der Lohn für mein gutes Unternehmen sein? Ich wollte Sie mit Herrn Thorn bekannt machen. Bitte“, sie deutete mit zornig flehenden Augen auf den Sessel.

Er ließ sich zögernd nieder.

„Sie ärgern mich zu Tode“.

„Spielen Sie doch nicht Komödie“.

In diesem Augenblicke wandte sich Albert zu ihr, um ihr etwas zu sagen. „Sind Sie unwohl, gnädiges Fräulein?“ rief er erschreckt.

Lidwinens Mutter sprang auf.

„Lidi!“

Lidwina war mit aschfahlem Gesichte in den Sessel zurückgesunken.

Frau Ackermann eilte hinaus, um frisches Wasser zu holen.

Eduard kniete vor der Ohnmächtigen nieder und rieb ihre Hände, dabei flüsterte er ihr beruhigende Worte ins Ohr.

Albert stand ratlos in der Mitte des Zimmers.

„Kann ich mich irgendwie nützlich machen? darf ich nach dem Arzt gehen?“

„Danke, danke“, sagte die wieder eintretende Mutter, „es geht vorüber, sie hat oft solche Anfälle“.

„Dann ist es wohl das Beste, ich störe nicht weiter“. Thorn verbeugte sich. „Ich werde mir erlauben, in einigen Stunden nachfragen zu lassen“.

Frau Ackermann, um ihre Tochter beschäftigt, nickte zerstreut.

Molenar erhob sich. „Kann ich helfen?“

„Danke, danke, das Notwendigste ist jetzt, Ruhe für sie“.

„Dann seien Sie mir gegrüßt“, sagte er, mit einem kummervollen Blick seine Hand auf die der alten Frau legend, und entfernte sich. Draußen auf der Treppe traf er mit Albert zusammen.

„Auch Sie gehen“, wandte sich dieser an den Doktor.

„Man kann ja nichts für sie thun“.

„Sie sind erschreckter als die Kranke. Kommen Sie mit mir nach Hause“.

„Danke. Ich besuche nie Kaffeehäuser“.

„Ah!“

Sie waren auf der Straße angelangt und gingen nebeneinander hin.

Verrückter Kautz, dachte Albert. Laut aber sagte er:

„Wenn Fräulein Ackermann oft solchen Zufällen unterworfen ist, braucht man ja nicht darüber zu erschrecken“.

Um Eduards Lippen zuckte es geringschätzig.

„Freilich braucht man das nicht“.

„Das Theaterleben ist sehr aufreibend, sie müßte sich einmal ein Jahr lang von der Bühne zurückziehen“. Alberts Gestalt reckte sich höher. „Die Gesundheit ist doch das erste Erfordernis für den Künstler“.

„So? glauben Sie?“ warf Eduard ironisch hin, „ich glaube das Gegenteil“.

Albert sah überlegen auf den kleinen Doktor. „Das Gegenteil? Aber ich bitte Sie. Wo sollte ein Sänger zum Beispiel die Lungenkraft hernehmen, wenn er nicht gesund ist?“

Molenar zuckte die Schultern.

„Die Lungenkraft allein thuts doch nicht. Der Spiritus, der den ganzen Kerl tränkt und zum Brennen

bringt, macht den Künstler. Und Spiritus ist etwas aus faulen Stoffen Gewonnenes, wie Sie wissen werden".

„Dann brauchen wir nach Ihrer Ansicht nur gute Schauspieler, keine Sänger in der Oper?"

„Das will ich nicht gesagt haben. Jedoch, offen gestanden, ein tüchtiger Schauspieler, der nebenbei noch so viel Stimme besitzt, um die Musik interpretieren zu können, — schließlich ist doch sie, nicht der Gesang das Hauptmoment der Oper — ist mir als Sänger willkommener, als der Brüller, der sein ganzes Interesse auf die Hervorbringung etlicher Töne wirft und im übrigen steif wie ein Klotz auf der Szene steht".

„Hm, nun, das sind Ansichtssachen; darüber läßt sich nicht streiten".

Albert lächelte sein vielsagendstes Lächeln.

„Uebrigens", setzte er hinzu, „wenn Sie die Gesundheit des Körpers als schädlich für die Künstler —"

„Das thue ich nicht", bemerkte Molenar, „ich meine blos, es kommt weniger auf die äußeren Mittel des Künstlers, als auf seine inneren an. Einer gesunden, kräftigen Person, deren Puls siebzig Schläge in der Minute thut, wird es ungleich schwieriger sein, ihre Seele zum Vibrieren zu bringen, als einer, deren Nerven —"

„Erlauben Sie, das ‚Vibrieren' der Seele kann ein so gut einstudiertes sein, daß es —"

„Für ein grobes Laienauge vielleicht; der feiner em-

pfindende Mensch spürt sofort, was Mache und was Natur ist. Haben Sie Fräulein Ackermann als Carmen gesehen?"

„Nein".

„Nun, dann versäumen Sie es ja nicht, ins Theater zu gehen, wenn sie die Rolle giebt. Da werden Sie den Unterschied zwischen echtem Empfinden und eingedrilltem Anempfinden kennen lernen".

Albert schmunzelte.

„Sie halten demnach Fräulein Ackermann für krank?"

„Gewiß. Ihre Nerven sind wie die Saiten eines Instruments, die der geringste Anlaß zum Tönen bringt!"

„Ich habe Fräulein Ackermann allerdings elf Jahre lang nicht gesehen, und verkehre erst seit kurzem wieder mit ihr, aber trotzdem glaube ich die eine Bemerkung gemacht zu haben: das Fräulein ist furchtbar verwöhnt, aber krank nicht die Spur".

Eduard schüttelte den Kopf.

„Verwöhnt mag sie wohl sein, aber das hebt die Thatsache nicht auf, daß sie krank ist, kränker als Sie ahnen".

„Woher sollte auch eine junge Person krank sein, deren Mutter beständig wie eine schützende Amme hinter ihr steht?"

„Aus diesem Leben stammt auch ihre Krankheit nicht".

„Wie", fragte Albert mit unverhohlenem Erstaunen, „sind Sie Spiritist?"

„Gott bewahre“. Der kleine Doktor machte eine heftig abwehrende Handbewegung. „Ich bin weder Spiritist noch —“

„Aber wie kommen Sie dann zu solchen Gedanken?“

„Wie jeder Mensch mit einigermaßen gesunder Vernunft. Glauben Sie etwa anderes, als daß man die Erfahrungen aller vorhergegangenen Leben mit in sein jüngstes Dasein bringt?“

Diese Hohnfrage! Er, Albert Thorn, hatte Zeit, sich mit solchen Grübeleien zu befassen! Er hatte überhaupt in seinem ganzen Leben noch nie über dieses Thema nachgedacht. Aber eben deshalb war es nicht uninteressant, darüber zu hören. Er nickte ernsthaft.

„So viel Individualitäten, so viel Ueberzeugungen. Die meinige ist vielleicht etwas anders gefärbt als die Ihre. Aber wie wollen Sie in unserm speziellen Fall Ihre Theorie anwenden?“

„Höchst einfach. Fräulein Lidwina hat ihren Kreislauf bald fertig. Trotz ihrer Jugend liegt etwas Altes, Erschöpftes auf ihr. Sie wird an keiner bestimmten Krankheit sterben, sie wird sich einfach in Schwäche auflösen, weil ihre Seele nicht mehr die Erhaltung des Körpers nötig hat“.

Thorn blickte Molenar mit steigendem Erstaunen an.

„Was für wunderliches Zeug! Und das glauben Sie alles?“

„Glauben? Nein, das weiß ich".

„Aber" — Albert strich sich etliche Male durch den Bart, und suchte ein Lächeln zu verbergen — „aber sagen Sie, Bester, soll Ihre Theorie allen Menschen gelten, oder besitzt Fräulein —"!

Eduard lachte herzlich. „Ich kann Ihrer drolligen Frage leider nicht Rede stehen, weil ich hier an meinem Hause angelangt bin".

„Schon", sagte Albert, das hohe düstere Mietshaus betrachtend, „das bedauere ich aufrichtig. Vielleicht können wir uns wieder mal irgendwo treffen. Sie haben mir da eine ganz neue Welt zu enthüllen begonnen. Das alles verstehe ich nicht. Ich war stets der Meinung, daß, wenn ein Mensch tot ist, er ausgelöscht sei wie der Docht einer Lampe".

„Ausgelöscht, ja. Für heute. Aber in seiner Dunkelheit saugt er neue Oelquellen in sich, um morgen, wenn er entzündet wird, aufs neue leuchten zu können. Auf fröhliches Wiedersehen!"

Molenar verschwand in seinem Hause.

„Ist das ein konfuser Kerl" murmelte Albert und schritt sinnend seiner Wohnung zu.

Aber etwas hatte das Gespräch doch in ihm erweckt: ein neuartiges Interesse an Lidwina. In ihrer heutigen Ohnmacht sah er nichts weiter als einen unterdrückten Zornesausbruch, — denn er hatte die kleine

Szene zwischen ihnen genau beobachtet, trotz seines anscheinend lebhaften Gespräches mit Frau Ackermann.

Ihr ganzes Sichgeben erschien ihm plötzlich ungewöhnlich, anders als bisher. Er konnte es kaum erwarten, bis er ihr endlich gegenüber stand. Mehrere Tage hätte sie niemand vorgelassen, doch befände sie sich nicht schlecht, berichtete die Mutter auf seine Nachfrage.

Während solcher Verstimmungen weigerte sie sich auch zu singen. Der Direktor schäumte vor Wut über ihre Launen, kündigte ihr aber nicht, denn er wußte, ihr nächstes Auftreten machte immer alles gut. Das Publikum jauchzte ihr zu, wenn sie in ihrer ungekünstelten Art auf die Bühne sprang und leicht wie ein Vöglein ihre Triller hinausschmetterte. Sie gab jeder ihrer Rollen ein eigenartiges Gepräge, denn sie spielte sich selbst. Und eine Künstlerin von Eigenart, eine Persönlichkeit auf der Bühne zu haben, diese unbezahlbare Seltenheit konnte der Direktor sich nicht ohne weiteres entgehen lassen.

Endlich empfing sie Albert.

„Wenn Sie heute nicht gekommen wären, hätte ich Ihnen geschrieben", plauderte sie, ihm die Hand zum Kusse reichend (o ich Esel, dachte er, noch immer zu bescheiden!) „was machen, wie arbeiten Sie?"

„Zuerst: wie gehts Ihnen?" entgegnete er, in ihr Gesicht blickend.

Ihre Lippen brannten röter denn je. Sie ist gesund wie ein Fisch im Wasser, sagte er sich.

„Bitte, fragen Sie mich nie, wies mir geht. Ich kann die Frage nicht leiden“.

„Warum nicht?“ fragte er ein wenig verlegen.

„Weil man sie so gedankenlos ausspricht, und ebenso beantwortet. Ich bin sehr zufrieden. Ich habe heute drei Schachpartien mit Knoll gewonnen. Sie kennen doch Hauptmann Knoll? Er ist der größte Schachspieler ‚am Platze‘, wie die Geschäftsreisenden zu sagen pflegen“.

„Singen Sie heute Abend nicht in der Lucia?“ fragte er, sie fortwährend neugierig betrachtend.

Sie nickte.

„Und da sitzen Sie in dem wahnsinnigen Rauch da?“

In diesem Augenblicke kam Frau Ackermann herein.

„Gnädige Frau“, sagte Albert, nachdem er einen Kuß auf ihre Hand gedrückt hatte, „wie können Sie Ihre Tochter in dem Qualm sitzen lassen? das ruiniert Stimme und Augen“.

Die alte Dame zuckte die Schultern. „Da kann ich nichts dagegen —“

„Hoffentlich“, versetzte Lidwina, ihre Mutter anblickend, „das ist mein Zimmer, da hat niemand Vorschriften zu machen“.

„Das war wohl Hauptmann Knoll?“ Frau Ackermann deutete nach den Rauchwolken.

Lidwina nickte lachend.

Albert fingierte einen heftigen Hustenanfall.

„Heucheln Sie nicht“, sagte sie, ihm mit dem Finger drohend, „wenn ich nicht wüßte, daß Sie es thun, würde ich Ihnen meine Freundschaft kündigen. Hustende Menschen sind mir ein Gräuel“.

„Aber Lidi!“

Die Mutter blickte sie vorwurfsvoll an.

„Sieh mich nicht so an, du dummes Mutterl!“ rief Lidwina, sprang zu ihr hin, und schlang die Arme um ihren Hals. „Du liebes, gutes Mutterl du, bestes, herzigstes auf der Welt, ich hab' dich tausendmal lieb, du, du, du!“ Ein Regen von Küssen auf das Antlitz der Mutter folgte ihren Worten. Die alte Dame ächzte.

„Aber Lidi, denk an heut Abend“.

„Ach was. Denk an heut Abend. Warum denn? Denk an morgen, übermorgen, überübermorgen, überüberübermorgen, wozu denn? Nichtwahr Thorn?“

Ehe er eine Antwort gefunden hatte, war sie aus dem Gemach geeilt, und von drüben, aus dem Musikzimmer, drang ihre silberhelle Stimme:

„Diese Bläſſe meiner Wangen,
wo die Rosen verblühn und schwinden —“

Und die sollte krank sein, dachte er bei sich; verwöhnt, verwöhnt ist sie, sonst nichts. Sehr verwöhnt, aber — ein entzückendes Weib“. —

Am Abend befand er sich der Bühne gegenüber. In einer Aufwallung von unerhörter Galanterie hatte er seiner Schwester erlaubt, außer dem seinen noch ein Billet für sie selbst zu lösen. So saß sie jetzt neben ihm, das gutmütige alte Jungferngesicht von Glückseligkeit überstrahlt. Sie roch immer nach Lavendel, dieser typischen Blume des alten einsamen Mädchens.

Endlich gab der Kapellmeister das Zeichen. Die Ouvertüre begann. Der Vorhang flog auf. Die langweilige Szene zwischen Normann, Heinrich und Raimund nahm ihren Anfang. Das Publikum hörte mit sichtlicher Teilnahmslosigkeit zu; die Sänger schienen dies auch zu fühlen und gaben sich keine sonderliche Mühe. Da gings wie ein Sonnenstrahl durch den Raum. Alle Köpfe hoben sich höher; die Töne schienen tönender zu werden; die Hand des Kapellmeisters hob mit mehr Schwung den Taktstock; Lidwina war erschienen. Das weiße Kleid floß lang an ihrem schlanken Leibe nieder; ihre Augen waren mit visionärem Ausdruck wie in weite Fernen gerichtet. Als sie ihre Lippen öffnete, und der erste Ton denselben entfloh, herrschte mit einem Male Totenstille im Haus. Dann kam allmählich Bewegung in ihr Antlitz. Angst, schreiendes Grauen spiegelte sich in ihren Zügen, wie sie Alisa, ihrer Vertrauten, ihr Gesicht an der Quelle mitteilt; ihr Organ wurde schrill, abgebrochen; ihre Gestalt schien zu wachsen, eine fremde zu werden; man glaubte

förmlich zu sehen, wie sich langsam das Haar auf ihrem Haupte erhob .....

Albert erinnerte sich an Molenars Worte, „da werden Sie Kunst von Natur unterscheiden lernen". Er war wider seinen Willen gepackt. Und dies ist das kleine launenhafte Mädchen, das so ruhe- und rastlos zu Haus umhertanzt? sagte er sich. Seltsam.

Als der Vorhang unter dem Beifallsgebrause des Publikums niedergefallen war, machte er sich auf und ging hinaus. Er war eine zu bekannte Persönlichkeit, um nicht Einlaß hinter die Kulissen zu erhalten. „Nur ein Wort mit Fräulein Ackermann", sagte er dem ihm befreundeten Inspizienten.

Frau Ackermann empfing ihn vor Lidwinens Garderobe.

„Lidi nimmt keine Besuche hier an, entschuldigen Sie."

„Wer ists denn?" fragte eine Stimme von drinnen.

„Ich, gnädiges Fräulein", rief Albert, die Thüre aufstoßend.

In einem Fauteuil gekauert, blaß, zitternd, ruhte die Künstlerin. Ein dicker Plaid lag über ihre Knie gebreitet.

„Ich bin erschöpft, bitte, ein andermal", hauchte sie Thorn entgegen.

Seine Lippen entblößten die weißen kräftigen Zahnreihen.

„Sie erschöpft, Göttliche? Wie können Sie dieses Wort aussprechen, Sie stehen doch weit über solchen Schwächen; ich . . . ich kann einfach nicht anders, ich muß einen Kuß auf Ihre Hand drücken“.

Und er neigte sich auf sie, und griff nach ihren Fingern. Ihre kalte zitternde Hand fühlte die heißen vollen Lippen sich auf sie pressen. Sie zuckte unter seiner Berührung zusammen.

„Bitte . . . nicht, ich . . . kommen Sie morgen, ich kann wirklich jetzt nicht reden“.

„So haben Sie noch nie gesungen wie heute“, rief er, sie entzückt betrachtend.

„Hören Sie denn nicht“, — rief sie, die Brauen runzelnd.

„Nein, ich höre nichts, nichts, ich . . . . .

Mit einem Ruck hatte sie die Decke von sich abgeschüttelt und stand vor ihm. Und wie ihre zornigen Augen ihn anglühten, erstarb ihr plötzlich das heftige Wort auf der Lippe und sie starrte ihn erschreckt an. Sie hatte ihren Meister erkannt, einen, der noch rücksichtsloser in seinem Egoismus war, als sie selbst. —

Die Oper wurde glänzend zu Ende geführt. Auf der Straße, beim Hinausgehen, erblickte Albert den Doktor. Er steuerte sofort auf ihn zu.

„Ein Abend, der mir unvergeßlich bleiben wird“, sagte er, und auf Agnes deutend: „meine Schwester, Doktor Molenar“.

Eduard verbeugte sich höflich vor Agnes. Das freundliche sanfte Gesicht war ihm gleich im ersten Augenblick sympatisch.

„Wie glücklich Sie sind, ihr Freund zu sein", sagte das alte Fräulein zu Eduard. „Ein wunderbares Geschöpf. Die muß auch im Verkehr entzückend sein, das sieht man ihr an".

„Besuchen Sie sie doch, Ihr Bruder ist ja ein guter Bekannter des Hauses; lassen Sie sich von ihm mitnehmen".

„Würdest du das?" fragte Agnes den Bruder mit glänzenden Augen.

„Warum denn nicht?" antwortete er phlegmatisch. „Uebrigens im Zwischenakt war ich verblüfft über sie".

„Sie haben sie aufgesucht?" Aus Eduards Worten klang tiefe Mißbilligung.

„Trotz ihres Protestes, ja. Sie spielte die Erschöpfte, die!"

„Die spielt sie nicht. Ueber diesen Punkt kann Ihnen ihre Mutter allerlei mitteilen. Mehr als einmal nach großen Szenen mußte man sie ohnmächtig nach der Garderobe schaffen".

„Wahrhaftig? Das hätte ich nicht gedacht. Also Lampenfieber?"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen".

„Aber das sind doch überwindbare Eigenschaften. Wer sich wirklich schwach fühlt, verzichtet auf die Bühne".

„Man verzichtet nicht so leicht auf sechzehntausend Mark Gehalt jährlich".

„Alle Wetter" rief Albert verwundert, „so viel Gage hat sie?"

„Ohne Spielhonorar".

„Das ist genug, das ist genug", nickte Thorn mehrere Male. „Wohin gehen Sie soupieren?'

„Ich esse zu Hause", antwortete Eduard ausweichend.

Albert entsann sich, was ihm Lidwina über dessen Verhältnisse mitgeteilt hatte.

„Vielleicht treffen wir uns bei Fräulein Ackermann", bemerkte er höflich, „Sie haben mir ja noch allerlei interessante Dinge zu erzählen versprochen, wissen Sie das noch?"

Der Doktor lächelte zerstreut.

„Uebrigens, heute Abend fühlte ich die Wahrheit Ihrer Worte. Es herrscht wirklich ein mächtiger Unterschied zwischen angelernter und echter Kunst. Nur etwas will mir noch nicht in den Sinn: daß die Ackermann eines Tages aus Schwäche sich auflösen soll, diese nette, reizende —"

„Beruhigen Sie sich", entgegnete der Doktor kühlen Tones auf Alberts Ironie, „sie muß vorher noch ihren Schleifstein finden, so schnell geht das nicht. Auf Wiedersehen!"

Er verbeugte sich leicht vor dem Geschwisterpaar und verschwand in einer der nächsten Gassen.

„Was redete er von einem Schleifstein," fragte Albert die Schwester.

„Ich habs auch nicht verstanden", antwortete sie, „aber — ich weiß nicht, der Doktor und die Ackermann, die müssen einander gut verstehen".

„So, glaubst du?" meinte Albert lächelnd, „ich glaubs nicht. Der ist er nicht gewachsen, trotz seiner Selbstüberzeugung".



Es war ein schlauer Zug von Thorn, daß er bei seinem nächsten Besuch bei Ackermanns seine Schwester mitnahm. Wenn Lidwina ihm wegen seiner Zudringlichkeit zürnte, das gute freundliche Gesicht von Agnes würde sie sicher wieder versöhnen. Frau Ackermann empfing die Geschwister freundlich. Lidwina war abwesend. Während er in verschiedenen Notenbüchern und Albums blätterte, begannen die beiden Frauen ein Gespräch miteinander.

Lidwinens Mutter erkannte mit Freude in Agnes eine ihr selbst ähnliche Natur. Fräulein Thorn erinnerte sie an Antonie, nur daß die erstere jünger und weichherziger als diese schien.

„Besuchen Sie mich manchmal“, sagte Frau Ackermann im Laufe des Gesprächs, „ich werde mich sehr freuen, ein halbes Stündchen mit Ihnen zu verplaudern“.

Agnes errötete freudig. „Ich wills thun, gnädige Frau, wenngleich der heutige Besuch, ob Sie mirs glauben

oder nicht, in diesem Jahr mein erster ist. Ich habe ununterbrochen zu Hause zu schaffen".

„Das kenne ich", nickte Frau Ackermann, „für einen sorgen macht mehr Arbeit, als für sechs; denn gerade dem Einen möchte man alle Wünsche von den Augen ablesen".

Sie sahen einander verständnisvoll an.

„Ich dachte übrigens", meinte die Mutter der Sängerin, „daß Sie sehr viel in der Gesellschaft verkehrten".

„Ich nicht, nur mein Bruder. Albert besitzt viele Bekannte. Man liebt ihn sehr. Auch ist ihm anregender Verkehr nötig für seine Kunst. Ich für meinen Teil mag nicht gerne unter die Leute gehen. Trotz zahlreicher Freunde hat mein Bruder auch viele Neider. Ihren hämischen Bemerkungen und Fragen verstünde ich nicht zu antworten, deshalb bleibe ich lieber zu Hause".

Gute Seele, dachte Frau Ackermann. Und dann fiel ihr zum erstenmal ein, daß Albert ja auch ein Künstler sei. Was trieb er denn eigentlich? Was komponierte er? Warum hörte sie in den musikalischen Kreisen, in denen sie und ihre Tochter verkehrten, fast nie seinen Namen nennen?

„Was arbeitet Ihr Bruder gegenwärtig?" sagte sie leise zu Agnes. „Hat er denn auch guten Erfolg?"

Die Schwester des „Komponisten" errötete.

„Augenblicklich", antwortete sie zögernd, „steckt er, glaub ich, in einer Pause. Er ist über seine Arbeiten so

schweigsam zu mir. Wenn ich nicht die vielen Stunden kennte, die er in seinem Studierzimmer verbringt, oft Nächte — sie ahnte nicht, daß die brennend zurückgelassene Lampe nur die Illustration dieses „Studierzimmers" war, in dem sich kein Mensch befand — würde ich nicht meinen, daß er arbeite. Er gehört zu jenen Naturen, die so lange über ihr Thun schweigen, bis sie eines Tages mit einer Löwenthat hervortreten".

Frau Ackermann sah in Agnes' Gesicht. Dieses ehrliche Gesicht konnte nicht lügen; und doch klang alles so merkwürdig, was die Schwester erzählte. Und dann blickte sie auf ihn, den geheimnisvollen Künstler mit der stolzen imponierenden Gestalt und dem wallenden Vollbart. Da trat Lidwina ein.

Sie war um einige Nüancen zurückhaltender als sonst. Agnes sagte ihr etliche herzliche Worte, die sie verbindlich erwiderte.

„Zürnen Sie mir?" fragte Albert, der Sängerin in die Augen blickend.

Sie schüttelte leicht den Kopf.

„Ich habe wichtigeres zu thun"

Er biß sich auf die Lippen.

Jetzt, da er wußte, wie hoch sie im Preise stand, wollte er nicht mit ihr sich verfeinden. Obwohl ihm viele der besten Häuser geöffnet waren, zu einer der Töchter jener Familien hätte er doch nie seine Augen erheben

dürfen. Abgesehen davon, daß er nichts besaß, würden unbedingt nähere Erkundigungen nach seiner „künstlerischen Thätigkeit“ erfolgt sein, und das — wäre ihm unangenehm gewesen. Seine Schlauheit wies ihm genau die Wege, die er gehen mußte. Und wurde er etwa deshalb weniger interessant, weil er als Einsamer hinschritt? Es gab genug verliebte Backfischchen in der Stadt, die abenteuerliche Herzensgeschichten von ihm gehört haben wollten und verbreiteten; genug, die bereit gewesen wären, mit dem schönen ritterlichen Manne durchzubrennen. Aber er verhielt sich in dieser Beziehung vollkommen tadellos. Eine einzige Unbesonnenheit hätte ihn in Mißkredit bringen können.

Wenn er einmal daranging, sich zu verheiraten konnte es nur mit einer Frau sein, die über die Backfischjahre hinaus war, einer vorurteilslosen Klasse angehörte, und — die Hauptsache nicht zu vergessen: die ein gutes Einkommen hatte. Seit vier Tagen erblickte er Lidwina in anderem Lichte. Deshalb hatte er auch diese That der Ueberwindung ausgeübt und Agnes mitgebracht. Die sanfte, von Lidwina begeisterte Schwester sollte mithelfen, jene zu gewinnen.

„Kann man denn so singen, wenn man erschöpft ist“, sagte er und hielt noch immer seine Augen in die Lidwinas versenkt, „können Sie es mir nicht verzeihen, daß ich nicht an diese Erschöpfung glaube?“

Lidwina hatte Hut und Handschuhe abgelegt und sich auf die Chaiselongue gestreckt.

„Ach, examinieren Sie mich auch noch. Natürlich ist, sobald ich singe, die Erschöpfung vergessen, aber bis dahin — und nachher — apropos, was ist denn mit dem Lied, das Sie für mich zu komponieren versprachen?“

„Ach, das Lied! Wahrhaftig. Das habe ich ganz vergessen. Bis wann wünschen Sie es zu singen?“

Er strich sich mit zerstreutem Blick durch den Bart, als ob er nach einer Stunde an die Komposition gehen wollte. „Wann wünschen Sie es zu singen?“

„Gar nicht“, sagte die Sängerin übellaunig. „Uebrigens, du Mama, wenn du mir keinen Thee besorgst, laß mindestens einen Wagen kommen, damit ich in ein Restaurant fahren kann“.

„Du wünschest Thee? aber das wußte ich ja nicht“. Frau Ackermann drückte rasch auf den elektrischen Knopf.

Albert rückte seinen Fauteuil näher zu Lidwinen.

„Ich will mich zurückziehen, Sie sind mir heute nicht hold. Kein Wunder, man hat Ihnen soeben auf der Straße, in der Probe, die schönsten Dinge gesagt —“

„O wie sind Sie fade —“

„Ich merke Ihnen diese Empfindung an. Niemals hätte ich gewagt, mich in Ihre Nähe zu drängen, niemals, gnädiges Fräulein, aber —“ er neigte sich an ihr Ohr — „erinnern Sie sich, Sie waren es, die den Hoch-

beglückten zuerst durch die Sprache Ihrer Augen, dann durch eine Einladung in den Zauber Ihres Kreises zog".

Der Stich saß.

„Sie haben — recht, Sie haben ganz recht".

Etwas wie eine schreckhafte Erinnerung flog über Lidwinens Gesicht . . .

Albert lächelte großmütig.

„Nun sehen Sie mal. Aber für heute: adieu, schöne Launenhafte".

Sein Erheben war für Agnes ein Wink, das gleiche zu thun. Sie verabschiedete sich etwas gedrückt. Lidwina schien sich augenscheinlich nicht im mindesten für sie zu interessieren.

Unter der Thüre sandte Albert noch einen langen Blick auf die Sängerin zurück. Am Ende der Gasse trafen sie mit dem Doktor zusammen.

„Sie gehen doch nicht zu Fräulein Ackermann", sagte Thorn.

Molenar nickte.

„Dann lassen Sie sich geraten haben, verschieben Sie Ihren Besuch; sie ist in einer fürchterlichen Stimmung".

Der Gewarnte lächelte, lüftete den Hut und rannte an den Geschwistern vorbei. Albert sah ihm nach.

„Natürlich hört der Tropf nicht; nun, der wird einen schönen Empfang erleben".



„Eduard“, rief die Sängerin, dem Eintretenden entgegeneilend, „Gott sei Dank, der mir einen Menschen schickt. Ich bin schrecklich verstimmt, schrecklich“.

„Was ist dir widerfahren?“

Sie hatte seine beiden Hände ergriffen und an ihr heißes Antlitz gedrückt.

„Bist du leidend?“

„Ach Gott, leidend, ich weiß nicht, ich fühle mich alle Tage unwohler in meiner Haut. Ich möchte —“

„Was möchtest du denn?“ fragte er, sanft über ihr Haar streichend.

„Was? Das ist's ja eben, daß ich das nicht weiß. Ich bin meiner so müde. Das Komödiespielen —“

„Ah“, ein Blitz der Freude zuckte über sein Antlitz.

„Ja, du denkst nun wieder das unrichtige“.

Sie schob ihn von sich und warf sich auf ihren vorigen Platz zurück. „Windeln waschen und Brei kochen möchte ich deshalb noch immer nicht. Singen wollt' ich

schon. Aber nicht nach Noten und vor Maulaffen, sondern in meinem Zimmer, und nur so Sachen, die mir grad durch den Kopf fahren. Zum Beispiel jetzt: Den Eduard hab' ich lieb, ja, ja, lieb, den Eduard hab' ich lieb. Ist das hübsch? Setz dich doch zu mir".

Sie zog ihn neben sich aufs Sopha. Und plötzlich brach sie in Thränen aus.

„Bist du ihm begegnet?"

„Wem?" Molenar sah sie fragend an. Dann sagte er: „Ach ja, ich weiß wen du meinst. Ja, ich bin ihm mit der Schwester begegnet."

„Sie ist ein Schaf".

„Wirst du nie aufhören, eine Menagerie im Munde zu führen?"

„Und er, er . . . ." Sie sah wieder mit jenem erschreckten Blick vor sich nieder.

„Interessiert er dich?"

„Nicht im mindesten".

„Warum empfängst du ihn dann?"

„Ich habe ihn ja selbst zu uns gebeten".

„Wie?"

„Ja, das alles hab' ich dir noch nicht erzählt. Verstehen kannst du es doch nicht. Es ist so närrisch. Kein Mensch kann's verstehen; ich am wenigsten. Aber es ist so".

„Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen".

„Nun bist du wieder verletzt. Ach! Erinnerst du dich Thorns von früher her?“

Des Doktors Gesicht überflog ein Lächeln.

„Zuerst nicht, dann nach und nach traten mir allerlei kleine Episoden aus unserer Knabenzeit ins Gedächtnis“.

„Erzähle, erzähle!“

„Zu erzählen giebt's da gar nichts, es sind lauter nichtige Dummheiten“.

„So erzähl doch eine dieser Dummheiten!“

„Nun einmal — eigentlich müßtest auch du dich dessen entsinnen können, denn du warst eine der Mitbeteiligten —“

„Ich?“

„Nun nun, stell dir nur keinen Roman vor. Ein öder Schulhof. Die Kinder sind für eine Viertelstunde hinabgelassen worden, um ihr Nachmittagsbrot zu verzehren. In einer Ecke haben sich drei zusammengefunden, zwei Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen hält einen Apfel in der Hand, auf dem die Augen des größeren Knaben mit lüsternem Ausdruck haften. ‚Gieb mir ihn,‘ bettelt er. Sie beißt schnell hinein und will ihn in ihrer Tasche verbergen. Da entreißt ihn ihr seine derbe Knabenhand. Sie steht einen Augenblick voll Wut und mißt ihn. Er ist der Stärkere, nie wird sie ihn besiegen können. Und plötzlich wendet sie sich nach links, lacht auf, reißt dem andern Knaben, der eben sein Butter-

brot an den Mund führen will, dasselbe aus der Hand und vergräbt hungrig ihre Zähne darein. Sie ist entschädigt. Dieser Andere war nämlich schwächer als sie. Das ist die ganze Geschichte . . . . ."

„Du, die gleicht einer Ouvertüre, aus der man schon die späteren Motive heraushört. Siehst du, dieser rohe rücksichtslose Knabe, der sich in späteren Jahren schämte, mit mir über die Straße zu gehen, weil ich ein ärmliches Kleid trug, verfolgte mich in der Erinnerung. Ich haßte, verachtete, ich fürchtete ihn geradezu. Daß er mir damals den Apfel wegriß, hatte ich vergessen, aber unzählige ähnliche Stücke, die ich mit ihm erlebte, haften in meinem Gedächtnis. Wir kamen von hier fort, weil am Prager Theater günstigere Aussichten für mich waren, als hier. Es ging uns damals erbärmlich. Ich lernte und sang nebenbei, um nicht zu verhungern, im Chor mit. Später erhielt ich kleine Solorollen und so weiter. Ich hatte bitter zu kämpfen gegen die Not und die Roheit meiner Umgebung. Aber — davon will ich nicht reden. Eines Tages erschien mein anderer Jugendkamerad, du, und von da ab gings mir leichter. Oftmals hab' ich mein Herz dir ausgeschüttet, gelt? Wir hielten zusammen —"

„O Lidwina, wozu denn das berühren, laß das. Ich werde dir nie Vorwürfe machen —"

„Vorwürfe?" Sie sah ihn verwundert an.

„Jawohl; Vorwürfe, daß ich all meine Jugendjahre einem — Traum geopfert habe".

„Aber wieso denn?" sagte sie verständnislos, „du studiertest doch fleißig, machtest den Doktor —"

„Den Doktor! Was besagt das? Ich stieß hartnäckig alle günstigen Anerbietungen, die man mir machte, zurück, um in deiner Nähe weilen zu dürfen, um freie Bewegung zu haben, jede Stunde, da du meiner, oder meines Armes bedarfst, an deiner Seite stehen zu können".

Sie streckte ihm beide Hände hin.

„Dafür betrachte ich dich ja auch als meinen besten Freund".

„Besten Freund", wiederholte er bitter. „Ja, zu nichts weiter hat's der Kerl gebracht, trotz all seiner warmen Liebesmühe".

„Ach Eduard, was willst du denn?"

Ihre Augen füllten sich aufs neue mit Thränen.

„Ich hab' dich ja gerne, so gern ich einen Mann überhaupt haben kann; denn siehst du, jenen, den Albert Thorn, den hasse ich eigentlich. Glaub nur niemals, daß das Liebe ist".

„Wie? Du denkst mit solcher Ernsthaftigkeit an ihn?"

„Ja, ich . . . ich hab dir ja noch nicht auserzählt; ich weiß nicht warum, ich mußte immer an ihn denken, immer mit einer Art heimlichen Grauens. Ich verstehe es selbst nicht. Er ist meinem Herzen, meinem Gefühl

nichts, und doch treibt mich etwas zu ihm. Ich wünsche, ihm nicht zu begegnen, und doch zwingt mich ein — fast möchte ich sagen: fremder Wille, seine Nähe zu suchen. Eines Tages erhielt ich den Engagementsantrag hierher, die Gage war geringer, die sonstigen Bedingungen auch nicht glänzender als dort, aber die Vorstellung lockte mich —"

„Ihm zu begegnen," warf der Doktor tonlos hin.

„Ich kann's nicht leugnen, daß sie in meiner Entscheidung stark mitredete. Ich hatte nämlich erfahren, daß er noch hier sei. Wir übersiedelten hierher, und — ich sah ihn auf der Straße. Der Atem verging mir, ich lachte mich aus, ich prüfte mich, nichts der Liebe Aehnliches fand ich in mir. Eher Abscheu, Angst, aber — — ich weiß nicht .... endlich nötigte mich etwas ihn zu bitten, mich zu besuchen. Wenn er hier ist, bin ich beruhigt, beglückt? o nein ....."

Sie schwieg müde, und schloß die Augen.

Der Mann vor ihr nagte schweigend an seiner Unterlippe; dann sprang er plötzlich lachend auf. — Ein Lachen, das dem Zerreißen einer Saite gleicht. —

„Nach deinem freundlichen Bekenntnis habe ich weiter hier nichts zu suchen ...."

„Eduard!"

Lidwina klammerte sich an ihn. „Geh nicht von mir, das ist ja gar nicht Liebe. Liebe ist, was ich für dich fühle, für dich, der du so gut und treu zu mir stehst."

Er löste sanft ihre Arme von sich und schüttelte den Kopf.

„Was du für mich fühlst ist Freundschaft, das weiß ich schon längst, gute, dauerhafte Freundschaft. Das andere ... das ist sie ...... und noch dazu eine ....“

Er schlug sich mit der Faust vor den Kopf.

Lidwina ergriff seine Hände.

„Eduard, geh nicht von mir, verlaß mich nicht. Wenn du mich jetzt verläßt, wirds ja ganz Nacht um mich. Ich weiß gar nicht, was ich thun soll. Da kann auch keine Mutter helfen, bleib du mir.“ — —

Er hatte sich von ihr losgerissen und schritt heftig im Zimmer auf und nieder.

Von Zeit zu Zeit murmelten seine Lippen etwas wie einen Fluch. Ihre Augen folgten ihm angstvoll. Zuletzt warf er sich, den Rücken ihr zugekehrt in einen Sessel und legte die Hände vor das Gesicht.

Was wohl in ihm vorging, was er bei sich ausmachte? Sie wagte kaum zu atmen. Nur nicht ihn verlieren, nein. Anbeter besaß sie ja genug, auch solche, die sie vom Fleck weg heiraten würden, aber keinen zweiten Menschen wie ihn — so lauter, so treu, so verläßlich.

Plötzlich hatte er sich erhoben. Sein Gesicht war ruhig geworden. Aus seinen dunkelblauen Augen strahlte ein tiefer Frieden.

„Weißt du was, überlege dir alles,“ sagte er mild,

„prüfe dein Herz, entscheide dich für einen von beiden; der andere wird ohne dich mit dem Leben fertig werden müssen. Wenn du dir klar geworden bist, lasse es mich wissen; früher komme ich nicht, verstehst du?"

„O Gott, eine Entscheidung, ich!" ... Sie rang die Hände .... „Ich sagte dir doch schon, ich wisse eben nicht .... das sei das Qualvolle ...."

„Du scheust das Nachdenken; thu das einmal nicht. Du mußt allein in dieser Sache entscheiden. Da kann dir keiner, auch der treueste Freund nicht, raten".

„Aber warum sagst du: er oder ich?"

„Weil dein Gatte dir kaum gestatten wird, einen — Freund in die Ehe mitzubringen".

„Gatte, Ehe, ach, wie —"

„Leb wohl, Lidwina".

„Und wenn ich erkenne, daß du Gewalt genug besitzest, um jene dunkle Nötigung in mir verstummen zu machen, dann —"

„Dann, . . ." stammelte er, drückte sie an seine Brust, und verließ rasch das Zimmer.



Als Lidwina mehrere Tage später aus einer Probe nach Hause kam, fand sie in einer Ecke ihres Gemachs einen Strauß von so mächtigen Dimensionen, daß keine Blumenvase ihn hatte fassen können.

„Wer hat denn diese verrückte Idee gehabt?" fragte sie, lachend um das Ungeheuer herumgehend, das aus Rosen aller Schattierungen bestand.

„Zwei Gärtnerburschen brachten das Sträußchen", berichtete die Zofe, „und hier ist auch ein Brief dazu".

Lidwina betrachtete neugierig die ihr fremde Handschrift und erbrach das Schreiben.

Mein liebenswürdiges Fräulein, las sie — aus der Unterschrift dieses Briefes — Lidwina sah nach der letzten der vier eng beschriebenen Briefseiten — Gräfin Fialowska, stand darunter — werden Sie ersehen, daß es kein zudringlicher Verehrer ist, der Sie mit diesen Zeilen belästigt. Ich hätte sie überhaupt nicht geschrieben, sondern wäre gleich zu Ihnen gekommen, allein ich kann keine

Besuche machen, da ich — gelähmt bin. Ich möchte, daß Sie zu mir kommen; einer alten kranken Frau können Sie das schon zu Gefallen thun. Diese Frau hat nämlich eine lebhafte Verehrung für Sie gefaßt, ohne daß sie — Sie singen hörte.

Hören Sie, wie das kam. In einer stillen Gasse in Wien, nur der Wohlthätigkeit lebend, wurde ich eines Tages von einer Dame besucht, welche die Güte hatte, mir für eine verunglückte Familie einige hundert Francs zu übergeben. Die Dame, hinter der sich kein Durchschnittsgeist verbirgt, gefiel mir sehr gut; wir trafen uns abermals, und schließlich zählte sie mit zu den Personen, die durch ihre öftern Besuche mein einsames Dasein verschönern halfen. Nun — ich will Ihre Neugierde noch ein wenig reizen und den Namen jener Person verschweigen — eines Tages wollte mein Arzt den Beginn einer bösen langwierigen Krankheit an mir entdeckt haben. Ich müßte gleich fort, Luftveränderung sei mir dringend nötig, gebot er. Da ich alle Pensionen und Kurorte hasse, beschloß ich, hier in meinem still gelegenen Hause Krankenstation zu machen. Als ich in einer Plauderstunde jener Dame meinen Plan mitteilte, wurde sie bewegt und erzählte mir, daß sie in dieser Stadt eine Freundin habe, deren Tochter eine gefeierte Sängerin, und nebenbei ein — Scheusal sei. O sie ward nicht müde, Ihre diabolischen Eigenschaften aufzuzählen. Mein Interesse an Ihnen

wurde in so hohem Grade erweckt, daß ich beschloß Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich liebe alles Originelle, Selbstherrliche, auch wenn diese Eigenschaften einem — Teufel gehörten. Fräulein Agnes Stifting hat mir betheuert, Sie würden meine Bitte nicht erfüllen, denn Sie haßten alte Leute. Vielleicht werden Sie kein zweites mal kommen, aber das erste mal — lassen Sie sich von der Neugierde treiben, eine Frau kennen zu lernen, die Ihnen geistig vielleicht nicht — unverwandt ist. Sie treffen mich stets zu Hause, Akazienstraße 100.

Gräfin Fialowska.

Welche Langweiligkeit! rief Lidwina, das Blatt auf den Tisch werfend, und rieb sich die Augen, „warum sagt sie mir das alles nicht mündlich?“ Dann lief sie zu ihrer Mutter, die im Musikzimmer auf dem Flügel ein Kleid für sie zuschnitt.

„Du Mama, höre, du hast wirklich nette Freundinnen. Antonie Stifting —“

„Wo ist sie, wo ist sie?“ rief Frau Ackermann freudig.

„In Wien, und klatscht so über mich, daß alte närrische Gräfinnen rebellisch werden und Appetit auf mich bekommen, wie auf Mixpicles oder Sardinen in Pfeffer“.

„Was willst du damit sagen? ich verstehe dich nicht?“

Lidwina zeigte ihr den Brief.

„Die Schilderung deiner Ungeheuerlichkeiten muß aber in sehr hellen Farben stattgefunden haben", sagte die Mutter, „sonst hätte eine Frau wie die Gräfin sich nicht so heftig für dich interessieren können. Daran erkenne ich meine Freundin. Du hast sie aufs tiefste beleidigt, und sie —"

„Tralala, Tralala . . ."

Lidwina lief, sich die Ohren zuhaltend, aus dem Zimmer.



Die Gräfin hatte recht gehabt, wenn sie auf Lidwinens Neugierde rechnete. Es reizte das junge Mädchen, diese eigentümliche alte Frau kennen zu lernen. Für das Monstrum von Bouquet muß ich mich auch noch bedanken, dachte sie.

Und so warf sie sich an einem der nächsten Tage in dunkle Seide, stieg in einen Wagen, und befahl dem Kutscher: Akazienstraße 100.

Lidwina besaß wie alle sehr zerstreuten Menschen nicht das geringste Gedächtnis für Straßen und Nummern. Als der Kutscher jetzt in eine ihr sehr wohlbekannte Gasse einlenkte, machte sie ein verblüfftes Gesicht. Und als er gar vor einem Hause, mit dem sie sich innerlich nicht wenig beschäftigte, anhielt, erinnerte sie sich. — Natürlich. Das Haus sollte ja einer wunderlichen alten Dame gehören, die ewig verreist war.

Heute standen die Fenster des ersten Stockes alle weit geöffnet. Mit leichtem Herzklopfen trat Lidwina in

das Haus, warf einen unsicheren Blick auf das weiße blitzende Täfelchen der Parterrewohnung, und sprang die Treppe empor. Ein alter Diener ließ sie ein. Ein anderer nahm ihre Karte in Empfang und öffnete ihr einen Salon.

Nach einigen Augenblicken Wartens wurde von drinnen eine Portiere zurückgeschlagen, und ein älteres Fräulein sagte, sich höflich vor Lidwinen verneigend:

„Bitte, wollen Sie gefälligst hier eintreten“.

Lidwina machte ein paar Schritte und stand der Gräfin gegenüber.

Eine schlanke behandschuhte Hand streckte sich nach der ihren aus.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, sehr gütig. Bitte“.

Die Sängerin ließ sich neben dem Sofa in einem Fauteuil nieder. Eine leichte Verlegenheit hatte sich ihrer bemächtigt.

„Ich hatte Sie mir ganz anders gedacht“, lächelte sie, ihre Blicke auf das Antlitz der Dame gebannt. „Sie stellten sich als leidend und alt hin, und ich finde —“

„Eine noch gut erhaltene Matrone, die sich daran gewöhnt hat, in der Gegenwart lieber Besuche ihren Leiden keine Audienz zu geben“.

Das in künstlicher Jugendfrische strahlende Antlitz der Ruhenden sah freundlich auf Lidwina.

„Wir sehen uns beide erstaunt in die Augen, ein Zeichen, daß wir zwei recht naive ursprüngliche Menschen

sind", setzte sie mit feinem Lächeln hinzu. „Ich dachte eine Klara-Ziegler-Gestalt mit dröhnenden Schritten hier eintreten zu sehen, so ungefähr hat Fräulein Stifting Sie geschildert; nun sitzt mir ein Kind mit weichen Zügen und großen melancholischen Augen gegenüber. Wird man wirklich mit Ihnen so schwer fertig?"

Lidwina lachte.

„O Frau Gräfin, ich glaube mein Ruf ist schlechter als ich selbst bin".

„Das glaube ich auch, seit ich Sie sehe. Sie müssen übrigens noch sehr jung sein".

„Leider nein", antwortete Lidwina, „ich bin zwischen ‚zwanzig und dreißig, in dem Alter, aus dem für die Frau so schwer ein Ausweg zu finden ist".

Ein Lächeln entblößte die Perlenzähne der Gräfin.

„Sehr schwer. Aber es ist ja auch gar nicht nötig. Besonders wenn man unverheiratet ist. Andernfalls allerdings. Wenn da plötzlich so 'n junger Fant zu dir kommt und bettelt: ‚Großmama, nicht wahr in deiner Jugend wars auch nicht anders, leg bei Papa ein gutes Wort für mich ein, sie besitzt zwar nichts, aber — sie ist ein Engel', hain! da siehst du auf einmal den „Ausweg" in bedrohlicher Nähe. Ja, ja . . . . ."

„Ich möchte nicht Großmama werden", lächelte Lidwina.

„Ich bin es schon".

Die Sängerin sah verwundert auf die Gräfin, deren Haupt eine Fülle schönen rothblonden Haares umgab. Der schwarze Schleier, der sich leicht über das goldne Gekräusel spannte, schien nur da zu sein um die Weiße der Stirn zu heben. Gräfin Fialowska verstand Lidwinens Blick.

„Sie liebes Wesen", sagte sie warm, „Sie sind eigentlich wie ein Kind vom Dorfe; kein Mensch würde in Ihnen eine Dame des Theaters vermuten".

„Das bißchen Ursprüngliche haben mir meine — Launen erhalten; ich wollte eben ich bleiben unter allen Umständen".

„Gott segne Sie für diese Launen", rief die Gräfin. „Es giebt sehr wenig Menschen, die von sich sagen können: ich! Sie sind das reine Kind".

„Aber eins, das das Alter hat, wie die Oesterreicher sagen".

Die Augen der Gräfin blickten sie fragend an.

„Ich hatte einst einen Kollegen aus Wien", warf Lidwina heiter hin, „der mir erzählte, wenn in Oesterreich ein Neugebornes ernst und unkindlich aussieht, sagen die Eltern: das Kind hats Alter".

„Ein superber Ausdruck. Uebrigens, Sie haben nicht Unrecht. Um Ihren Mund liegt ein müder satter Zug, der in Kontrast zu Ihrem sonstigen frischen Wesen steht. Man macht eben seine Erfahrungen, wenn man an der Bühne ist und jung und schön obendrein".

Lidwina errötete leicht.

„An derartigen Erfahrungen bin ich nicht reich. Ich habe hungern und lernen müssen, aber in mein Herz ließ ich niemand greifen. Ich glaube weder zur Romantikerin, noch zu einer Dumasschen Heldin zu neigen“.

„Warum haben Sie dann ‚das Alter‘?“ fragte Frau von Fialowska lächelnd.

„Das weiß ich selbst nicht. Ich fühle mich manchmal müd wie eine Greisin; mich hinlegen und nicht mehr aufstehen müssen ist dann mein heißester Wunsch“.

„Welche Kontraste! Und an andern Tagen möchten Sie tanzen und mit jedem Menschen auf der Straße Händel anfangen“.

„Woher wissen Sie das?“ lächelte Lidwina.

„Das steht in Ihren Augen geschrieben mit großer deutlicher Schrift“.

In diesem Augenblick klopfte es bescheiden. Das ältere Fräulein von vorhin trat zu der Gräfin, um ihr ein paar Worte zuzuflüstern. Im Nu hatte sich das Gesicht derselben verwandelt. Ein Zug erschreckender Härte trat um den Mund, der eben noch süß gelächelt hatte. Lidwina bemerkte, daß der Zwischenraum, der Nase und Mund verbindet, bei der Gräfin ungewöhnlich lang war, daß ihre Lippen ohne Schweifung waren und einer geraden harten Linie glichen. Sie ist doch nicht die, die sie scheint, dachte heimlich das junge Mädchen. Und als sich jetzt

die Dienerin entfernte und die Gräfin ihre von schwarzen Wimpern umschatteten hellblauen Augen auf Lidwina richtete, erhob sich diese.

„Verzeihen Sie, mein erster Besuch hat sich über die Gebühr ausgedehnt".

„Wann kommen Sie wieder?" fragte Frau von Fialowska.

„Bald".

Lidwina berührte die Rechte der Gräfin und entfernte sich. Ein ihr unerklärliches Unbehagen hatte sie plötzlich erfaßt. Sie eilte die Treppe hinab und atmete mit geöffneten Lippen den warmen Sonnenschein, der ihr auf der Straße entgegenflutete . . . .



Albert gehörte zu den konsequenten Naturen, die etwas, das sie einmal anfassen, nicht so leicht aus der Hand geben. Lidwina hatte sich ihm genähert. Ihre Erscheinung war nicht ohne Reiz für ihn. Ihre Bekanntschaft zu pflegen, brauchte er sich nicht zu schämen. Sie galt als excentrischer aber tadelloser Charakter. Seit er erfahren hatte, daß ihr Einkommen so glänzend war, gesellten sich zu dem Gefallen an ihrem Umgang noch Gefühle berechnender Art hinzu. Sie war jung, erfreute sich als Sängerin einer großen Beliebtheit und hatte noch eine lange glänzende Zukunft vor sich. Wenn er jemals daran dachte, sich zu verheiraten — und er dachte es oftmals, wenn seine Schwester ihm die Vorhemdchen und Kragen zu wenig stärkte, oder wenn eine seiner Gönnerinnen, von denen die Welt nichts wußte, ihm aus irgend einem Grunde weniger Taschengeld zustecken konnte, eine bessere Gelegenheit als hier, bot sich ihm schwerlich

wieder. Eidwina war verliebt in ihn, das sah jeder; mit der Alten würde man leicht fertig. Sie konnte sich mit Agnes einen gemeinschaftlichen Haushalt gründen. Es galt nur, Eidwina zu beweisen, daß sie ohne ihn nicht leben konnte, sie zu einem Entschluß zu drängen. Albert erwog richtig, daß der Antrag von ihr, nicht von ihm ausgehen mußte. Würde er um sie anhalten, so käme naturgemäß die Rede auf seine Stellung. Er müßte demütig bekennen: ich besitze nichts als meine Liebe. Das klingt schön aus Mädchenmunde, aber der starke große Mann mit dem mächtigen Vollbart eignet sich schlecht zu diesem verschämten Bekenntnis. So mußte er so lange ihre Leidenschaft reizen, bis sie — und von ihrer heftigen Art war dies bald zu erwarten — ihm nahe legte, ihr seinen Namen zu geben. Das weitere wollte er schon fein einfädeln.

Den großen schwarzen Kalabreser tief in die weiße Stirn gedrückt, die die lange Künstlermähne umflatterte, irrte er wie in einen einzigen Gedanken versunken durch die Straßen der Stadt. Er schlug von zwölf Einladungen sechs aus und benahm sich einsilbig, wo er früher mit blühenden, allerorts aufgehobenen Redefloskeln laut um sich geworfen hatte. Die Backfische jüngerer und älterer Semester fühlten ihr Interesse für ihn sich steigern, man begann allerlei zu munkeln von einer unseligen Leidenschaft, die ihn zu einer unerreichbaren Dame aus höchster

Gesellschaft ergriffen haben sollte. Er hatte einige peinliche Auftritte mit Frauen, die zu ihm in nahen Beziehungen standen. Aber da es Beziehungen waren, die ihm für die Zukunft weniger vorteilhaft schienen als seine neuesten, so blieb er kalt im Kreuzfeuer seiner eifersüchtigen Schönen und legte weder seine interessante Blässe, noch den trauerfarbenen Kalabreser ab. Schweigen mußten sie doch diese Frauen, deren Ruf in der Gesellschaft von seiner Diskretion abhing. In dieser Beziehung benahm er sich als vollendeten Gentleman, und selbst seine Schwester hatte keine Ahnung von den Alexandersiegen seines eroberungsglücklichen Herzens. Er wußte, daß über sein verändertes Benehmen gesprochen würde. Früher hatte er die Nachmittage im Kaffeehause mit Künstlern, Recensenten und andern Stadtberühmtheiten zugebracht. Auf diesem Boden hatte er sich seine geläufigen Phrasen über Kunst und Kunstleben erhorcht. Hier hatte er Freundschaft mit mehreren jungen Journalisten geschlossen, die zwar nie eine Komposition von ihm gehört hatten, aber hie und da auf sein scherzhaftes Drängen seinen Namen in den musikalischen Bericht ihrer Zeitung einschmuggelten. Das war insofern vorteilhaft für ihn, als man sagen konnte: der Albert Thorn.

Wenn jemand darauf fragte: wer ist der? so hieß es: kennen auch Sie nichts von ihm? Es ist eigentlich eine Schande, daß man die Propheten in ihrem Vaterlande so

wenig ehrt. Ich kenne nämlich — auch nichts von ihm. Er soll übrigens seine Werke unter einem Pseudonym herausgeben.

Nun der große Komponist es nicht mehr nötig zu haben glaubte, durch geschickt eingefädelte Kaffeehausbekanntschaften für den Nimbus seines Namens und damit für die Behaglichkeit seiner Existenz zu sorgen, mied er die alten Bekannten.

Es würde sicher auch zu ihren Ohren dringen, wie geheimnisvoll er sich plötzlich verschloß. Vielleicht würde sie eifersüchtig. Eine Zeit lang ging er so einsam hin, gleichsam die Windstille markierend, die dem Sturm vorausgeht. —

Lidwina begegnete ihm vierzehn Tage lang nicht, weder auf der Straße noch bei sich. Einmal schien es ihr, als ob sie ihn in der Ferne blaß mit tief in die Stirn gedrücktem Hute habe dahinschleichen sehen. Sie empfand etwas wie Freude und Mitleid zugleich. Nach ihm fühlte sie nicht die brennende Sehnsucht wie nach Eduard, der sich seit jenem Nachmittag nicht mehr hatte blicken lassen. Aber sie konnte ihn ja nicht erwarten, bevor sie sich „entschieden" hatte, und es lag ihr nichts ferner als eine Entscheidung im jetzigen Augenblick. Sie sollte zwei neue Rollen einstudieren und erhielt alle paar Tage von der Gräfin zärtliche Briefe, die sie bestürmten, bei ihr zu singen. Auch machte ihr die Mutter allerlei zu schaffen, die sich in jüngster Zeit öfters zu Bett legen mußte, weil sie sich unwohl befand.

Eines Tages spürte Lidwina, als sie nach Hause kam, jene Empfindung, die ein Mensch hat, der lange Zeit etwas vergaß, und sich nun plötzlich dessen erinnert. — Sie überlegte nicht, warf sich an den Schreibtisch und ließ instinktiv ihre Hand übers Papier gleiten:

Herr Thorn wird freundschaftlich zu einem einfachen Mittagessen für Mittwoch, den einundzwanzigsten, gebeten von Lidwina Ackermann.

Herr Thorn erschien nicht zu dem einfachen Mittagessen. Was aber Lidwina besonders ärgerte war, daß er auch gar nicht abgeschrieben hatte.

Sie tyrannisierte ihre Mutter, beging allerlei Ungehörigkeiten gegen ihre Bekannten, und fragte schließlich Gaspari, von dem sie wußte, daß er manchmal mit Thorn zusammentraf, nach dessen Verblieb. Der Geiger lächelte und machte ein schalkhaftes Gesicht.

„Aha, der schöne Albert steckt dir doch in den Gliedern. Einem on dit nach steht er vor einem Selbstmord aus unglücklicher Liebe zu einer Prinzessin, die nichts von ihm wissen will“.

Lidwina war es, als müsse sie bei dieser Nachricht vor hellem Jubel aufschreien.

Ein Schleier schien ihr von der Sonne gezogen, die doppelt so hell für sie strahlte.

„Daß dich das so freuen kann“, versetzte Gaspari; „ihr Weiber seit doch grausame Hyänen“.

Sie fühlte Bergeslasten von ihrer Seele genommen. Gegen Abend suchte sie ihren schönsten rosafarbnen Briefbogen und legte ihn zurecht, um an Eduard zu schreiben.

Du, ich habe mich entschieden, das heißt: nicht ich, sondern das Schicksal hat sich für mich entschieden, komm! So ungefähr wollte sie schreiben. Nur der Satz: das Schicksal u. s. w. gefiel ihr noch nicht. Lag nicht ein Bekenntnis der Schwäche darin, daß nicht sie, sondern das Schicksal entschieden hatte? Wie sie hierbei nachzugrübeln begann, geriet sie auf allerlei gedankliche Seitenpfade. Und auf einmal war ihr, als vernähme sie den Klang einer ehernen Stimme in sich: Du sollst dich nicht freuen, du sollst vielmehr trauern und weinen, weil das so gekommen ist. Sie stützte den Kopf in die Hände. War das nicht unglaublich? Während der äußere Mensch in ihr aufatmete, wie einer, von dessen Schultern eine schwere Last genommen, wie ein Vöglein, das einer schrecklichen Gefangenschaft entronnen ist, senkte der innere in ihr seine Stirn, und seufzte in Trauer. Wer mochte aus diesem Zwiespalt klug werden, wer ihn begreifen? Sie nicht, sie gewiß am allerwenigsten. Aber da eine von den beiden Gewalten in ihr die siegende Oberhand haben mußte, so war es natürlich, daß sie dem Heitern Erlösten Recht zusprach. Nach einem trotzigen Zurückwerfen ihres Hauptes schrieb sie:

Lieber Eduard! Ja, lieber Eduard. Er war ihr lieber Eduard. Vor ihm empfand sie keine Furcht, kein Grauen, manchmal etwas Langweile, wenn er zu viel moralisierte, aber immer Sympathie, etwas wie das Bewußtsein einer Zugehörigkeit zu ihm.

Von jeher wars so gewesen; und das andere — der Andere — war nur ein Gespenst, das wesenlos neben ihr hertrieb. Die Mutter sagte ja immer, sie sei nervenkrank, excentrisch, voll Einbildungen. Dieses Interesse für den „Andern", das nicht aus Neigung entsprang, dessen letzte Gründe ihr unverständlich waren, konnte doch nur höchst oberflächlich sein, sonst hätte sie sich heute nicht so zu freuen vermocht, als sie erfuhr, daß er eine liebte, die nicht sie selbst war. Oder hätte sie sich doch freuen können? Wie so denn?

Sie strich sich zitternd über die gequälte Stirne, auf der Schweißtropfen hervortraten.

In ihrem Innern wehrte sich etwas und schrie vor Angst und machte ihre Hand hastig nach der Feder greifen.

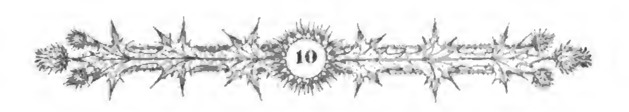
Das Schicksal — schrieb sie weiter . . . In diesem Augenblick klopfte es, und ehe das Mädchen Zeit gefunden, seinen Namen zu nennen, stand er vor ihr.

„Herr Thorn", stammelte sie auftaumelnd und ihn anstarrend.

Dann zerfetzte sie den angefangenen Brief in tausend Stücke . . . . .

Da war es gekommen das dunkle, unbegreifliche Gespenst, das sie verfolgte in Wachen und Träumen ...

Nicht der Mann Thorn, die Gewalt, die sich hinter ihm verbarg, die ihn gleichsam zur Ausführung ihres Willens benutzte, jene geheimnisvolle Gewalt, die sich seiner bediente, der mußte Lidwina sich beugen, so wie wir uns dem Tode beugen: Unfreiwillig-Freiwillige . . .



Frau Anna war nicht zum Erwachen zu bringen. In bleiernen Schlaf versunken, lag sie da und atmete mit keuchender Lunge.

Die Sängerin schritt ratlos in der Wohnung umher. Wenn die Mutter zu Bett lag, stockte der ganze Haushalt. Das Mädchen, das sich nur um Lidwinens Putz kümmerte, und weder in Küche noch Keller Bescheid wußte, stand ungeschickt beim Herde und versuchte ihre Kochkünste. In letzter Zeit wars wiederholt schon so gegangen, aber nie länger als zwei, höchstens drei Tage. Dann hatte sich die alte Frau wieder aufgerafft. Diesmal wollte es nicht gehen. Gestern hatte sie einen schwachen Versuch gemacht, aufzustehen, war aber gleich wieder zurückgesunken. Heute war sie noch gar nicht aus ihrem Schlummer erwacht. Als der Nachmittag anbrach und das Röcheln des schneller und schneller fliegenden Atems der Kranken zunahm, schickte Lidwina nach dem Arzt.

„Warum so spät?" fragte er bekümmert den Kopf schüttelnd, nachdem er die bewußtlose Kranke untersucht hatte. „Jetzt kann ich für nichts mehr einstehen".

6*

Die Sängerin erblaßte.

„Mein Gott, das ist ja . . . schrecklich. Sicher die Erkältung von neulich. Es war Regenwetter, sie kam mit nassen Füßen heim. Ich Thörin schickte sie nochmals nach der Stadt zurück, weil sie etwas vergessen hatte. Aber — sie war ja schon öfters unwohl und es ging vorüber, diesmal wirds auch so sein“.

„Wenn Sie's besser wissen, brauchten Sie mich ja nicht zu rufen“, warf der alte Herr scharf hin. „Hier ist eine veraltete Rippenfellentzündung zu konstatieren, zu der nun eine heftige Lungenentzündung getreten ist, die das Herz in starke Mitleidenschaft zog“.

Lidwina schlug die Hände vors Gesicht.

„Vor allem, in diesem Loch kann die Kranke nicht bleiben; sorgen Sie schnell, daß man sie in den Salon umbettet“.

„In den Salon“, rief die Sängerin verlegen, „das geht nicht, wo empfange ich denn meine — Wie lange glauben Sie, daß die Krankheit dauert?“

„Wenns gut geht: sechs bis acht Wochen“.

„Dann ist der Salon unmöglich, ich brauche ihn“.

„Haben Sie nicht noch ein Musikzimmer?“

„Wo sollt' ich denn üben?“

„Während die Kranke hier ist, darf nicht geübt werden“.

„Wie?“ rief Lidwina fassungslos, „das geht ja aber alles nicht, ich —“

„Lassen Sie doch die alte Frau ins Spital bringen, es ist das Beste für sie".

„Ins Spital", schrie Lidwina entsetzt.

„Welches Vorurteil die Leute gegen das Spital haben", sagte der Mediziner kopfschüttelnd, „Glauben Sie, die Kasematte hier ist ihr zuträglicher als ein hohes, luftiges, sauberes Zimmer?"

Vom Bett her ließ sich ein schwaches Lispeln vernehmen. Der Arzt beugte sich über die Kranke. Sie war erwacht und hatte die letzten Worte gehört.

„Ja Herr Doktor . . . Spital . . . bitte, bitte . . ." stammelte sie und versuchte die schweren Lider zu ihm aufzuschlagen.

Lidwina hatte sich neben das Bett geworfen und ergriff heftig die Hand der Kranken.

„Ihre Mutter wünscht ins Spital gebracht zu werden", sagte der Arzt, mißbilligend ihre ungestüme Bewegung betrachtend, „ich will beim Clarenhospiz vorfahren und den Direktor verständigen".

„Nein, nein", rief Lidwina, mit Thränen kämpfend, „meine Mutter kommt in kein Spital . . . . ."

Ein flehender Blick der Kranken rief die Tochter näher an sie heran.

„Laß mich ins Spital bringen, mein liebes Kind . . . ich gehe gerne dahin, gerne, Lidi".

„Graut dir denn nicht davor?"

Die Kranke schüttelte leise den Kopf.

„Nun denn, Sie sehens", rief der Doktor mit erwachender Ungeduld, „ich gehe jetzt, viel Zeit ist nicht zu verlieren. Seien Sie nur behutsam beim Betten in die Sänfte".

„Eine Sänfte", fuhr Lidwina auf.

„Machen Sie doch keine solchen Geschichten".

Der Arzt ging unwillig hinaus. —

Lidwina warf sich schluchzend über die Mutter.

Drei Stunden später holten vier Träger die alte Frau aus der „Kasematte".

Die Krankenwärterin, die mitgekommen war, sah sich erschreckt in dem luftlosen Raum um und warf einen langen Blick auf die Sängerin.

„Und wann darf ich meine Mutter sehen?"

„Von zehn bis elf Uhr ist Besuchsstunde", sagte die Diakonissin.

„So früh schon? . . . Ich werde kommen. Adieu Mami, adieu, auf Morgen . . . . ."

Die alte Frau fand noch so viel Kraft, um lächeln zu können, ein Lächeln voll von einer Milde, die bereits nicht mehr der Erde angehörte . . . . .

Am nächsten Tag, wenige Minuten vor elf Uhr, stürmte Lidwina die breite steinerne Treppe empor, die

zu dem Krankenzimmer führte, dessen Nummer ihr der Portier angegeben hatte.

Eine Schwester stand vor der Thür und unterhielt sich in leisem Ton mit der Diakonissin, die Frau Ackermann gestern abzuholen gekommen war.

„Wie gehts meiner Mutter?“ rief Lidwina, den Drücker der Thüre ergreifend.

Die Wärterin sah sie ernst an.

„Nicht gut; seien Sie nur recht ruhig“.

„Was soll das heißen?“

„Kommen Sie, aber seien Sie recht ruhig, recht“ ... sie öffnete die Thüre, ergriff Lidwinens Hand und flüsterte: „Ihre Mutter ist in der Agonie“.

Lidwina that einen Schrei. „Sie stirbt .....“

„Ruhig, ruhig“, flüsterte die Wärterin, vor einem Bett, dessen eine Seite durch eine spanische Wand geschützt war, stehen bleibend.

Die Sängerin trat entsetzt zurück und preßte die Hände vor das Gesicht.

„Wie sieht sie aus, Schwester, ist sie — schrecklich?“

„Kein Sterbender ist schön“.

„Ich kann nicht“, rief das junge Mädchen, „ich kann nicht“ ... Sie wankte der Thüre zu. Die Diakonissin blickte sie mit vor Verwunderung starren Augen an, dann sagte sie:

„Sie haben recht, gehen Sie nur.“

„Ist keine, gar keine Hülfe mehr möglich?“

„Nein, es war schon gestern nichts mehr zu thun. Vor einigen Tagen vielleicht . . . . .“

„Ach Gott, ich Elende! . . .“

Lidwina lehnte ihren Kopf an die weißgetünchte Mauer des Korridors und schluchzte.

„Leben Sie wohl, ich muß wieder hinein“.

Die Schwester öffnete sacht die Thür des Krankenzimmers. Lidwina sah durch den Spalt den Raum, in dem ihr Theuerstes mit dem Tode rang. Sie stürzte gegen den Eingang, fuhr aber zurück . . . . .

„Ich kann nicht, ich kann nicht . . .“

Die Thüre wurde von innen geschlossen.

Am Abend erhielt sie das grobe gelbliche Papier, auf dem die Spitalleitung ihr den Tod der Mutter anzeigte.

Sie eilte in die dunkle Kammer und warf sich über das leere Bett, darin die Dulderin so manche Nacht in Qualen verbracht haben mochte, von denen die Tochter keine Ahnung gehabt hatte. —

So fanden sie ein paar gutherzige Kolleginnen, die auf die Todesnachricht herbeigeeilt waren.

Das Begräbnis wurde in aller Stille gefeiert. Außer jenen paar Damen vom Theater, war noch Eduard, Thorn und dessen Schwester dabei anwesend. Die Gräfin hatte einen kostbaren Kranz geschickt.

Als sie vom Kirchhof zurückkehrten, näherte sich

Thorn Lidwina, um ihr ein paar teilnehmende Worte zu sagen. Sie wandte sich von ihm ab und zu Eduard, der mit gesenktem Haupte, die Hände auf den Rücken verschränkt, an ihr vorbeischritt.

„Und du sagst mir nichts?"

Ihre vom Weinen geröteten Augen richteten sich auf ihn.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich könnte dir nur dasjenige sagen, was du dir selbst sagst".

Er schritt weiter, ohne sich um sie zu kümmern.

Aus! alles aus! dachte sie, innerlich zusammenbrechend. Als sie im Wagen saß, der sie nach Hause bringen sollte, legte sich ein fleischiger Arm um ihren Nacken.

„Laß gut sein, Lidi, die Alten müssen vor den Jungen sterben, auch an uns kommt einmal die Reihe."

Eine Kollegin von der Oper hatte sich, ohne daß Lidwina es bemerkte, zu ihr in den Wagen gesetzt.

„Ich bin so müd", lispelte Lidwina und lehnte ihren Kopf an die Schulter der Anderen. — — —



Wie geringfügig auch das Wirken der Mutter im Leben erschienen war, nach ihrem Tode entdeckte Lidwina, wie viel sie in ihrer stillen anspruchslosen Thätigkeit geleistet hatte.

Das ganze Hauswesen hatte plötzlich einen andern Charakter erhalten. Alles Trauliche, Gemütliche war daraus verschwunden. Oede Leerheit machte die Wohnung mit einenmal riesengroß erscheinen, und doch hatte die Mutter so wenig Platz eingenommen. — Die Sängerin mietete ein zweites Mädchen, das sich „Haushälterin" nannte, und seine Herrin täglich um einige Thaler betrog. Die devote, nie widersprechende Person brachte Lidwina zur Verzweiflung; da sie aber anderseitig wieder deren Dienste gut brauchen konnte, so richtete sie es so ein, möglichst wenig zu Hause zu sein, um das ihr widerwärtige Gesicht nicht sehen zu müssen. Obgleich ihr augenblicklich beinahe alle Menschen höchst gleichgiltig waren, benützte sie jede Gelegenheit zur Selbstflucht und Zerstreuung.

Selbst Gräfin Fialowska, vor der sie ein innerliches Grauen empfand, war nicht selten das Ziel einer ihrer müßigen Nachmittagsstunden. Die Gräfin drückte wiederholt ihr Battisttaschentuch an die Augen, als Lidwina sie zum erstenmal nach ihrem Verluste besuchte.

O hätte sie nicht so lahme Beine! Wie gerne würde sie das arme Vögelchen, dessen Nest jetzt so kalt war, aufgesucht haben. Wie gerne! Aber so hing sie immer von der Liebenswürdigkeit der Andern ab, die durch ihr Kommen bewiesen, daß sie die arme gelähmte Frau noch nicht vergessen hatten.

„Meine liebe, liebe Kleine, aber Sie besitzen noch Menschen, die Sie furchtbar lieb haben“.

Die behandschuhten Hände strichen zärtlich die eingefallenen heißen Wangen Lidwinens. „Kommen Sie doch viel, recht viel zu mir. Wollen Sie? Sehen Sie, ich . . . ich hab Sie nämlich wirklich gerne. Wissen Sie warum? Ich liebe ungewöhnliche Menschen, und Sie sind ungewöhnlich. In Wien hatte ich immer Originale in meinem Salon, meinem Raritätenkabinet, wie einmal eine böse Zunge witzelte“.

Lidwina lächelte schwach. Was an ihr wohl Besonderes wäre?

„Daß Sie sich dessen nicht bewußt sind, ist wohl das Besonderste“.

Und dann ließ sie sich in ein anderes Zimmer rollen,

und bat Lidwina, sie zu begleiten. Die Wände rings waren von eichenen Bücherregalen bedeckt, welche eine Bibliothek enthielten, die den feinen Geschmack der Gräfin bezeigte. Die bedeutendsten schönwissenschaftlichen Werke aller Litteraturen waren vertreten.

„Sehen Sie“, sagte Frau von Fialowska, „hier befindet sich eine Gesellschaft, die oft zu besuchen, ich Ihnen raten würde. Das Gemach mit seinem Inhalt steht ganz zu Ihrer Verfügung. Sie sind nicht die geringsten Tröster in unserm Leid, diese Freunde, die nichts von uns begehren, aber bereit sind, uns sehr viel zu geben. Wer sind Ihre Lieblingsautoren?“

„Meine Lieblingsautoren? Ich weiß wirklich nicht… ich lese nie“.

„Wie?“ Die Gräfin warf einen lachenden Blick auf Lidwina. „Sie lesen nicht? Gar nichts?“

„Zeitungen“.

„Aber liebes Kind! Sie Leichtsinn, Sie. Wollen Sie mich als Stiefmama engagieren? Aber ohne Kündigungsrecht“.

„Ich würde Sie sehr tyrannisieren“, meinte Lidwina mit melancholischem Lächeln.

„Dazu gehören zwei, Liebchen; und was z. B. würden Sie für Foltern ersinnen?“

„Ich würde Sie aus diesem Hause verbannen und veranlassen, sich in eine schöne, große, helle, prächtige

Wohnung zu setzen, ohne diese traurigen Gobelins mit den verblichenen Farben an den Wänden, mit weniger Teppichen und Shawls und Decken in den Zimmern —"

„Mais petite —"

„Es riecht so nach Einsamkeit, nach Alter hier".

Die Gräfin warf aus ihren hellblauen Augen einen scharfen Blick auf Lidwina.

„Mein Fräulein, es darf nach Alter riechen, es wohnt auch eine alte Dame —"

„Das ist ja gar nicht wahr", widersprach Lidwina, „Sie sehen so frisch aus —".

„Nehmen Sie die Vorhänge von den Fenstern, geben Sie diesen Wänden die Bekleidung trivialer Tapeten, und ich werde nicht mehr so frisch aussehen".

Lidwina antwortete nichts darauf. Was interessierte es sie eigentlich, wie diese Frau lebte?

„Sonst haben Sie nichts auszusetzen?" fragte Frau von Fialowska scherzend.

„Oja".

Lidwina bemühte sich ihre Ermüdung niederzukämpfen. „Ich würde Sie bewegen ihre Dienerschaft fortzuschicken, und neue zu mieten".

Ueber das Antlitz der Gräfin flog ein Zug der Verwunderung.

„Meine Leute? diese braven Menschen. Was haben Sie ihnen vorzuwerfen?"

„Vorzuwerfen, nichts? Sie sehen nur so geheimnisvoll, so vielwissend aus. Sie sind nicht heiter".

„Sie allerliebste Gans", rief die Gräfin, „heiter! das wollte ich mir schön ausbitten, wenn da draußen Karneval abgehalten würde. Anständige Diener machen keine Grimassen, liebe Kleine. Ich bitte Sie, wo sollte ich gleich Leute hernehmen wie diese? Luci, meine Pflegerin, ist eine Perle. Bis man sich gegenseitig kennt . . . ."

„Gott, ist das so schwer", warf Lidwina hin, „man bezahlt doch die Dienste —"

„Aber die Geschicklichkeit ist etwas Unbezahlbares".

„Geschicklichkeit?"

„Nun, da hat das Kind ein Wort aufgefangen, das es nicht versteht. Geschicklichkeit ja". Sie plauderten noch eine Weile, dann wollte sich Lidwina entfernen.

„Hören Sie Fräulein Ackermann", rief die Gräfin, „da habe ich jüngst noch ein Original kennen gelernt. Einen eignen Kautz".

„Wer ist es?"

„Mon biblot, Sie kennen ihn doch, Sie müssen ihn kennen, denn er ist bis zum Wahnsinn in Sie verliebt. Seien Sie nicht so halsstarrig und bekennen Sie: Albert Thorn".

„Der" sagte Lidwina.

„Ein wunderschöner Mensch und von sehr ein-

nehmenden Formen. Welche Arbeiten hat er übrigens gemacht? er ist sehr bescheiden und spricht nicht von sich".

„Ich glaube, er ist sehr träge", antwortete Lidwina, „und arbeitet gar nichts".

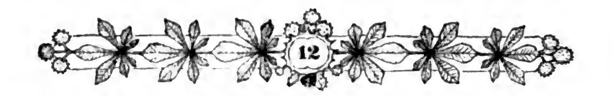
„Wie? Nun aber sind Sie verraten. So spricht man nur von einem — beichten Sie Ihrer Stiefmutter".

„Das nächste mal", rief Lidwina und ging.

Was habe ich von einer Stiefmutter? dachte sie traurig. Mein Mutterl mit dem warmen Herzen für mich ist doch tot für alle Zeit.

Wenn wenigstens Fräulein Stifting geschrieben hätte! Aber Antonie hatte auf die Todesanzeige mit keiner Silbe geantwortet.

Es ist ein geringer, aber doch ein Trost, nach dem Tode eines geliebten Wesens von demselben mit jemand, der ihm im Leben nahe stand, reden zu dürfen . . . . .



Einige Wochen später erhielt Lidwina den Besuch von Agnes. Das alte Fräulein zeigte ihr so viel Teilnahme, daß die Sängerin ihr herzlicher als das erstemal entgegenkam.

„Mein Bruder ist trostlos", sagte Fräulein Thorn im Laufe des Gesprächs, „Sie haben ihn ganz aus Ihrer Nähe verbannt".

Lidwina murmelte etliche Verlegenheitsphrasen und kam schnell auf ein anderes Thema.

Einige Stunden später, als sie ausging, begegnete sie Albert auf der Straße. Sie zwang sich, seinen Gruß freundlich zu beantworten.

Als sie bereits einige Schritte weiter gegangen war, befand er sich plötzlich an ihrer Seite. Seine Augen legten sich wie zwei große fest zugreifende Hände auf sie.

„Fräulein Lidwina, ich werde nicht dulden, daß Sie sich zu Grunde richten, und sollte ich gewaltthätig erscheinen", sagte er in gedämpftem Ton.

„Was thue ich denn?“ fragte sie verdutzt.

„Sie geben sich zu sehr Ihrer Trauer hin, Sie leben zu einsam“.

„Das ist ja gar nicht wahr“, entgegnete sie.

„O ich weiß alles“, sagte er, sie durchbohrend ansehend, „ich kenne jeden Schritt, den Sie in und außer dem Hause thun. Täuschen Sie sich nicht in mir. Sie haben eben das Unglück, einem Mann begegnet zu sein, der Ihnen — sehr ergeben ist“, setzte er stockend hinzu, als hätte er viel mehr sagen wollen. —

Sie ging verstimmt nach Hause. Sollten ihre Mädchen plaudern? Oder war es Unwahrheit, daß er über jeden ihrer Schritte unterrichtet war?

Am nächsten Morgen fand sie neben ihrer Frühstückstasse einen Brief von ihm.

Gnädiges Fräulein, hieß es darin, — warum versuchen Sie uns beide zu täuschen? Haben Sie doch den Mut der Wahrheit. Sie wollen mich glauben machen, daß ich Ihnen gleichgültig sei. Und doch sind Ihre Gedanken, Ihre Träume, Ihr letztes Wünschen verknüpft mit mir. Machen Sie diesem Zustand, der unser beider unwürdig ist, ein Ende . . . .

Weiter las Lidwina nicht. Mit zornigen Händen zerballte sie den Briefbogen und warf ihn zur Erde.

Dieser Elende! Hatte er Unrecht?

Spürte sie ihn nicht mächtiger und mächtiger in sich

werden, trotz des heimlichen Hasses, den sie gegen ihn nährte? Welches Verhängnis trieb sie diesem Menschen entgegen, welcher unheimliche Spuk waltete über ihr? Wenn sie hinauseilte, um ihrer Herr zu werden, zitterte sie aufs neue, denn an jeder Straßenecke glaubte sie seinen großen Hut auftauchen, sein siegesgewisses Gesicht lächeln zu sehen. Sie begann unsicher zu singen, denn sie sah den Taktstock des Kapellmeisters nicht mehr, weil sie unwillkürlich nach jenem Einen ausspähte, um zusammenzuschrecken, wenn sie ihn erblickte. In den Gesellschaften, die sie besuchte, war sie von einer nervösen Unruhe befangen, die ihren Freunden Unbehagen verursachte, sie zurückhaltend machte, und sie bewog, Lidwinen sich selbst zu überlassen. Früher hatte sie die Mutter besessen, an deren Brust sie ihren Unmut ausweinen konnte, jetzt stand sie verlassen da, sie, die Liebeverwöhnte. Das kann so nicht weitergehen, sagte sie sich jeden Abend weinend im Bette; aber wie sollte es anders werden? Wenn sie an Eduard zu denken begann, dem ihr Herz voll kranker Sehnsucht entgegenschlug, stand plötzlich aufgerichtet jener gespenstige Schatten vor ihr und streckte gebieterisch die Hand nach ihr aus. Die Nächte von seinem Bilde geängstigt, bei Tage sich beständig von ihm verfolgt wähnend, befand sich Lidwina von Stunde zu Stunde elender. So oft es an ihrer Thüre klingelte, schrak sie zusammen. Und wenn er es dann war, der kam, das breite Lächeln um

die Lippen, das sein starkes gesundes Gebiß entblößte, die Augen fragend und bewußt zugleich auf sie gerichtet, mußte sie ihre ganze Beherrschung aufbieten, um nicht zusammenzubrechen. In neuester Zeit begleitete er sie oftmals ins Theater, in Gesellschaften, auf die Promenade. Er schob mit sanfter Dringlichkeit ihren Arm in den seinen, und sie ließ es in ihrer Ohnmächtigkeit geschehen. Ihre Kolleginnen begannen anzügliche Scherze zu machen. Er hatte sich schnell über die Prinzessin getröstet oder sollte es nur eine — Theaterprinzessin gewesen sein? Lidwina bat ihn, seltner zu kommen. Hatte sie ihn denn überhaupt aufgefordert, oft und so oft zu kommen?

Er lächelte und kam den nächsten Tag wieder. Und als sie schließlich einmal in ausbrechender Wut ihm zurief: „Ich will nicht, daß Sie jeden Tag zu mir kommen", antwortete er: „Soll ich Sie in Ihrer Einsamkeit verkommen lassen? Sie sind ja blind. Sehen Sie denn nicht, daß sich alle Ihre Anbeter zurückgezogen haben, daß Ihre Freunde die Köpfe darüber schütteln und Ihnen ausweichen?"

„Daran sind Sie Schuld", stammelte sie bleich vor Zorn.

„Machen Sie diesem Zustand ein Ende", sagte er ernsthaft.

Wie denn etwa, dachte sie, und ein Schauer ging über ihren Leib. Albert hatte sich bisher in den Grenzen des streng Erlaubten gehalten. Aber nun begann ihm

die Werbezeit zu lang zu dauern. Er fing an, heftiger auf sein Ziel loszustürmen. Obwohl ihr das Leben den goldnen Duft der Unwissenheit des Mädchens von der Seele gestreift hatte, mußte sie doch schon als junges Ding einen Verteidigungsstandpunkt zudringlichen Verehrern gegenüber annehmen — so war sie innerlich doch herb und rein geblieben, vielleicht gerade deshalb. — Als sich eines Tages Alberts Lippen wild auf die ihren drängten, fühlte sie sich plötzlich in eine neue Welt geschleudert. Er mit dem scharfen Blick des Frauenkenners, erkannte die Regung, die in ihr zu erwachen begann. Er wurde dreister. Sie gehörte augenscheinlich zu den Frauen, die man besiegen muß, ehe man über sie verfügen kann. Nun kann es nicht mehr lange dauern, dachte er, bis sie mein ist und mich bittet, sie aufzuheben. Anfangs hatte ihn Neugierde zu ihr geführt, dann Berechnung, zu der Berechnung trat Liebe hinzu, das heißt Liebe, wie sie ein Thorn empfinden konnte: Liebe, die sich Genuß durch den Besitz des Andern verspricht, Liebe, die den flammenden Namen Leidenschaft trägt. Aber diese Leidenschaft hob nichtsdestoweniger die Berechnung nicht auf. Sie saß unten am Grund seiner Seele, kalt und unbewegt, und fühlte über sich das heiße rote Meer seines Begehrens auf- und abwogen.

Eines Tages war Lidwina an dem Punkte angekommen, wo das Weib nicht weiter kann, es sei denn

durch ein brennendes Opferfeuer hindurch. Entweder sich oder den Andern verlieren. Daß sie den Andern nicht verlieren konnte, wußte sie. Also galts nur, sich selbst zu retten.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?" fragte sie, mit verzweifelter Anstrengung sich aus seinen Armen losreißend.

„Dich", sagte er einfach.

Sie fühlte den Boden unter sich schwanken. In weiter, weiter Ferne sah sie einen blassen Stern. Er wurde kleiner und kleiner in den Flammen, die sie aus sich herausschlagen fühlte. Eduard! Er hatte sie neben sich weiß und unversehrt hingehen lassen, er hatte ihr Haar nicht zerrissen, ihre Hände nicht zerdrückt um einen Kuß auf ihren Nacken pressen zu können. Er hatte wie ein stolzer König gewartet, ob sie ihm eines Tages ihre Krone zu Füßen legen würde. Sie hatte es nicht gethan, und er war ruhig neben ihr weiter geschritten. Wenn sie ganz ehrlich mit sich war, hatte sie in manchen Momenten seine Zurückhaltung nicht als Schwäche, als Mangel empfunden?

Als er einmal über ihre Zukunft zu reden begann, und sie fragte, ob sie gewillt wäre, immer bei der Bühne zu bleiben oder nicht in bescheidenere Verhältnisse hinabzusteigen, in ein Heim, das ein Mann, der sie anbete, ihr böte, ein kleines, bescheidenes Heim, da hatte sie ver-

legen geantwortet und war auf ein anderes Thema gekommen. Sie wollte ihm damals nicht sagen: du, in mir lebt das Bild eines Andern; dann hätte sie ihn möglicherweise verloren. Es wäre freilich ehrlicher von ihr gewesen; aber sie wollte ihn nicht verlieren, denn sie liebte ihn, sie war gewohnt, ihn in ihrem Leben zu wissen. Er hatte mit feinem Takte nie wieder dieses Thema berührt, besonders dann nicht mehr, als sie ihm jene wunderlichen dunklen Eröffnungen über ihr Verhältnis zu Thorn gemacht hatte. Nun in den Stunden ihrer großen, sich steigernden innerlichen Not erschien ihr der Mann, neben dem sie jahrelang ruhig hergegangen war, als ein Befreier, ein Geliebter, ein Mensch, nach dem sie die Arme ausstreckte. Nun schrie alles in ihr nach ihm.

Sie warf sich an den Schreibtisch und schrieb mit großen, schwankenden Buchstaben: Ich beschwöre dich Eduard, martere mich nicht länger, komme zu mir!

Darauf antwortete er: Hast du dich entschieden?

Und sie, um ihn wieder zu sehen, seine Hand zu halten, die ganze Atmosphäre seiner gütevollen, wahrhaften Persönlichkeit einatmen zu dürfen, schrieb zurück: Ja.



Es war ein trüber, grauer Novembertag. Die Gräfin hatte bereits dreimal nach Lidwina geschickt, nachdem diese eine Reihe von Briefen und Karten unbeantwortet gelassen hatte. Eben war Fräulein „Perle", wie Lidwina in mutwilligen Stunden die Pflegerin der alten Dame nannte, erfolglos von ihr gegangen.

„Ich kann heute nicht kommen", hatte Lidwina gesagt, und dabei sah sie so krank und blaß aus, daß das Fräulein ihr glaubte.

Eine Weile nachher ertönte abermals die Klingel. Lidwina zuckte zusammen. Vor ihr stand Eduard.

„Du", rief sie in Thränen ausbrechend und ihren Kopf an seine Schulter lehnend, „warum bist du so lange nicht gekommen, warum? Ich lebe ja nicht mehr". . . . .

„Meinetwegen?" fragte er sie anblickend.

„Auch deinetwegen. Ich bin furchtbar unglücklich, Eduard".

„Unglücklich? Ich dächte, du hast dich entschieden. Macht dich deine Entscheidung unglücklich, Lidwina?"

„Setzen wir uns", sagte sie schwach, und zog ihn neben sich auf das Sofa. „Wie geht's dir, was machst du immer?"

Er zuckte die Schultern.

„Ich schreibe in meiner Kanzlei, unterhandle wegen eines Redakteurpostens, und träume nebenbei von einer Lehrerstelle in einem idyllischen Oertchen Oberbaierns, die mir angeboten worden ist. Ich habe meine Zusage auf beide Anerbietungen hinausgeschoben, weil ich — erst deine Absichten kennen lernen wollte".

„Meinetwegen?" versetzte sie mit trocknen Lippen, „das verdiene ich nicht —"

„Lidwina!" Seine Stimme klang erschrocken, „was redest du seltsam. Du hast dich doch entschieden" . . . .

„Ja, nichtwahr, ich habe mich entschieden?" flüsterte sie mit geschlossenen Augen. „Du sollst mich schlagen, wenn ich anders rede. Ich . . . ." sie stockte nach jedem Wort wie ein Kind, das seine Aufgabe nicht auswendig kann — „ich . . habe . . . . mich . . . entschieden. Es mußte endlich sein. Wenn auch mein Herz dabei in Stücke geht, mein Verstand wird heil bleiben . . . . . ."

Molenar sah sie mit immer größer werdenden Augen an. Zuletzt legte er die Hand auf ihre Stirn.

„Lidi, du bist .... du bist sehr krank, du fieberst .... geh' gleich zu Bett, hörst du?"

„Ich kann nicht, denn um fünf Uhr kommt er. Er würde mich aus den Kissen reißen und an den Haaren hierherschleppen, denn er liebt dieses Zimmer. Er sitzt fast jeden Abend mit mir hier, bis ich umsinke vor Müdigkeit".

In ihrem Gesichte war plötzlich eine große Veränderung vorgegangen. Eine schreckliche Erinnerung an etwas, prägte sich darin aus.

„Lidwina", schrie Eduard auf, „bist du wahnsinnig geworden, oder spielst du mit mir?"

„Nein, nur dich hab ich gerne, mein blasser Stern, du, du meine Reinheit du, du .... Hörst du, es klingelt, das ist er. Eduard!"

Sie stürzte an seine Brust und bedeckte sein Gesicht mit rasenden Küssen.

„Verzeih mir, Mensch, verzeih mir ...."

„Lidwina", stammelte er auftaumelnd, „bist du, bin ich wahnsinnig, sind wir's beide? Bist du nicht meine Braut? .... Hast du dich nicht entschieden?" ....

„Ja, aber — nicht für dich".

In diesem Augenblicke klopfte es nachlässig, und die Thüre weit öffnend trat Thorn ein.

„Ah Doktor, sapperment ...."

Bleich wie eine aufrechtgehende Leiche schwankte Eduard an ihm vorüber hinaus.

Sich töten, um sich von einem heimlichen Leiden zu befreien, den tragenden Balken im Schiffbruch loslassen, um nicht fürchten zu müssen, er bräche, freiwillig ins Tollhaus rennen, um nicht vor dem drohenden Gespenst des Wahnsinns zittern zu brauchen, sich retten vor sich selbst, das war in diesem Augenblick Lidwinens Gedanke.

Starr richtete sie sich auf.

„Herr Thorn, dieses Zimmer wird von nun an nur der Mann betreten, der das Recht hat, in meiner Wohnung aus- und einzugehen, mein Gatte".

Er blickte sie an.

„Erhalte ich Ihre Hand, wenn ich darum bitte?"

„Hier ist sie", sagte Lidwina, griff in die Luft und schlug bewußtlos zu Boden.



14

Ein Jahr war vergangen.

Das stille Haus in der Akazienstraße hatte ein noch stilleres Aussehen bekommen. Die grauen Rollläden des ersten Stockwerks waren wie früher herabgelassen. An den Fenstern der Parterrewohnung vermißte man die vielen schönen Blumen. Fremde Gesichter sahen heraus.

Nach seiner Verheiratung mit Lidwina hatte Albert eine andere Wohnung gemietet. Der Gräfin war es eines Tages zu dumpf in ihren engen Gemächern geworden. Sie setzte sich eine Stunde von der Stadt weiter in ein schön gelegenes Dorf, das anfing als Sommerfrische einen Namen zu bekommen. Es wurden dort mehrere Villen vermietet, deren eine Frau von Fialowska pachtete.

Das leichthingeworfene Wort Lidwinens: es riecht hier zwischen diesen Gobelins und Teppichen nach Einsamkeit und Alter, war nicht mehr aus ihren Ohren gewichen.

Einsamkeit! Alter! Ein kalter Schauer ergriff sie, so oft sie der beiden Worte gedachte. Die junge Dame hatte damals das rechte getroffen. Sie war die einzige, die in ihrer frischen, kecken Art den Mut der Wahrheit besaß. Deshalb hing die Gräfin mit so zäher Zärtlichkeit an ihr.

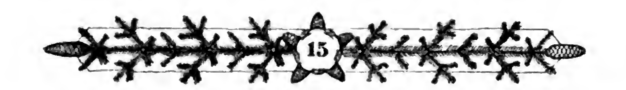
Frau von Fialowska begann auf dem Lande ihre Lebensweise zu ändern. Vor allem ließ sie helle Tapeten in ihre Zimmer anbringen, einen kleinen Wald auserlesener Blumen, eine Schar trillernder exotischer Vögel. Dadurch gewannen ihre Gemächer ein ganz anderes, freundlicheres Ansehen. In etwas hatte sie freilich recht gehabt.

Ein Tages, nach dem ersten Besuche in ihrem neuen Heim, kam Lidwina bestürzt nach Hause. „Nein, sieht die Frau verändert aus, beinahe hätte ich sie nicht wieder erkannt. Ist die Luftveränderung daran schuld oder —"

Albert lachte. „Dein böses Rezept ist daran schuld. In ihrer Dunkelkammer in der Akazienstraße sah man das Aufgedrahtete, Geschminkte, Unechte ihrer Erscheinung nicht. Hier wird man des Ruinenleibes gewahr, dem der frische Anstrich das Melancholische nicht benehmen kann". Er hatte nicht unrecht. Aber so klug wie er war die Gräfin auch. Ihr Spiegel sagte ihr dasselbe. Sie geriet in Verzweiflung. Sollte sie wieder zu den dicken verhängenden Teppichen zurückkehren? Jetzt, wo

sie kaum Freude an der klaren Luft, dem hereinströmenden Licht, dem muntern Vögelgetriebe gefunden hatte? Sie geriet auf einen neuen Einfall. Sie warf die rote Perrücke weg und setzte eine weiße auf. Sie kleidete sich in schwarzen Atlas, ließ die Dorfkinder zu sich kommen, und reichte ihnen mit mildem Lächeln Bonbons und gute Ratschläge fürs Leben.

Sie puderte sich, ohne sich zu schminken. Sie hatte sich aus einer immer noch schönen Frau in eine „entzückende“ Matrone verwandelt. Mit der Jugend wars vorüber, trotz Atkinsons Zaubermitteln. Die Interessante zu spielen und ewig hinter dunklen Vorhängen zu schmachten, wurde für die Dauer langweilig. Also etwas Neues. Wenn es nur gut kleidete das Neue! Ihr Herz blieb ja an allem gleich unbeteiligt, wenn nur ihr Intellekt, ihre Neugierde, ihre Zerstreuungssucht etwas zu verarbeiten erhielt.



„Nichts als unzufriedene Berichte“, rief Thorn, unwillig die Morgenzeitungen aus der Hand legend.

Sie saßen beim Frühstück, er und Lidwina. Die junge Frau lehnte sich, leicht aufseufzend, in den Sessel zurück.

„Das geht ja nur mich an“.

„So? meinst du? Und wenn dir der Direktor kündigt, und du ohne Engagement dastehst, geht das auch nur dich an?“

„Ah, dann komponierst du eine Oper und bringst uns wieder hinauf“.

Er warf ihr einen stechenden Blick zu und schwieg.

Es war eine nette Glasveranda, auf der sie saßen. Ein zierlich gedeckter Tisch stand vor ihnen.

„Gieb mir die Zeitungen“, sagte Lidwina, die Hand nach ihnen ausstreckend.

„Die Stimme scheint von Tag zu Tag mehr ihren

Klang einzubüßen .... mattes Spiel ... eine ganz andere geworden ......"

Ihren Fingern entglitt das Blatt.

„Dafür kann ich nicht, ich thue mein Möglichstes", sagte sie schwach.

Thorn schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht wahr, du bist gleichgültig geworden. Früher spieltest du mit Feuer —"

„Wo sollt' ich denn Feuer hernehmen", sagte die verschleierte Stimme kleinlaut.

„Wo du es früher hernahmst".

Lidwina sah ihn mit einem Blick an, der beredsamer war als tausend Vorwürfe. Zu sagen getraute sie sich nichts, denn wenn sie zu streiten begannen, trug er immer den Sieg davon. Sein überkräftiges, dröhnendes Organ zerriß ihr die Ohren; lieber als ihn heftig debattieren zu hören, schwieg sie. Und so that sie auch jetzt, unter angenommener Gleichgültigkeit die Zeitungen durchblätternd.

Er erhob sich geräuschvoll und verließ die Terrasse.

Es war zwar noch früh zu einem Spaziergang, aber immerhin, bei der hellen Frühlingssonne ließ es sich wagen.

Bevor er ging, warf er noch einen von tiefem Verdruß erfüllten Blick auf die Leserin. Wenn das so fortschritt mit ihrer von Tag zu Tag schwächer werdenden Gesundheit würden sie in einem Jahr trocknes Brod

knabbern können. Herrgott, wenn seine Spekulation falsch gewesen wäre. Wenn es noch schließlich dazu kam, daß er dieses Weib erhalten müsse, er, der sich und seine ganze sichere „Carriere" aufs Spiel gesetzt hatte, um ein sorgenfreies behagliches Dasein zu genießen.

Ihn konnte kein Vorwurf treffen.

Wie hätte er sie denn anders behandeln sollen? Wozu war sie denn sein Weib, wenn er nicht von seinen Rechten als Gatte Gebrauch machen durfte? Er hatte doch keine Kranke geheiratet, die man „schonen" mußte. Er war ein gesunder, kräftiger Mensch, der ein gesundes Zärtlichkeitsbedürfnis besaß. Er sah wohl, daß sie unter seinen Liebkosungen litt, daß ihr schwacher Körper den seelischen Erregungen, die sie in ihrer Nervosität viel mehr zittern machten, und zugleich den physischen Anforderungen, die das Theater an sie stellte, nicht gewachsen war. Aber was konnte denn er für ihre Schwäche? Nun, seine Zähne knirschten zornig aufeinander, er würde schon vorbeugen, daß sie ihn um die gehoffte Zukunft betrog.

Aufgeregt schlug er den Nachhauseweg ein. Er hatte gar keine Lust heute zum Spazierengehen. Als er auf die Terrasse trat, um zu sehen, ob Lidwina noch draußen sei, fand er sie in den Sessel zurückgelehnt, schlafend. Ihr Gesicht war farblos. Von den eingesunkenen Wangen schien jeder Blutstropfen entflohen zu sein.

Mit einer stummen Verwünschung trat er in sein Zimmer zurück . . . . . .

Als Lidwina erwachte, erschrak sie, und sprang auf. Was dieses plötzliche Einschlafen nur bedeuten mochte, das sie jetzt so oft überraschte?

Ach Gott! Sie drückte den Kopf an die bunten Butzenscheiben des Fensters. Wenn nur alles sich in einen langen traumlosen Schlaf auflöste! Sie hatte sich ja von jeher gewünscht: nicht mehr aufstehen zu müssen. Aber was war dies Wünschen von damals gegen das Wünschen von heute! Heute war sie wirklich müde, damals nur in der Einbildung. Etwas Neigung zur alten Frau hatte sie immer besessen, schon als ganz junges Mädchen. Niemals trug sie die Schultern so frisch und frei wie andere ihres Alters. Immer lag etwas Gebrochnes, Greisinnenhaftes auf ihr. Auch in ihrem Geiste. Trotzdem die Mutter ihr wenig aus dem Leben erzählte, war sie selbst doch eine schlichte Frau, die nicht allzuviel erfahren hatte, und trotzdem Lidwina wenig gelernt hatte und niemals Bücher las, wußte sie doch sehr viel. Es lag wie eine riesige aus tausend Lebensjahren zusammengetragene Erfahrung in ihr. Und als ob sie jetzt an deren Ende stünde, schiens ihr manchmal. Und dann wunderte sie sich im Geheimen über sich selbst und konnte keine Lösung dieser Rätsel finden. — — —

Mit einem leisen Frösteln in den Gliedern begab sie

sich auf ihr Zimmer, kleidete sich um, und ging aus. Sie lenkte ihre Schritte nach der Vorstadt. Hier in einer abgelegenen Straße trat sie in ein bescheidenes Haus und klingelte. Agnes öffnete ihr.

„Du“, sagte die Schwägerin in kühler Freundlichkeit, und bat sie, einzutreten.

Es war ein nettes Altjungfernstübchen, das sie bewohnte. Auf dem breiten Fenstersims stand von Blumen eine herrliche Fülle. Die beiden Frauen ließen sich nieder.

„Du siehst nicht gut aus“. Agnes' Augen hingen mit aufkeimendem Mitleid an den Zügen der jungen Frau.

Lidwina nickte. „Alle Welt sagt mir dies. Womit vertreibst du dir die Zeit, was thust du? Warum benützest du die Theaterbillete nie, die ich dir schicke“.

In den Zügen des alten Fräuleins spiegelte sich leichte Verlegenheit.

„Ich habe hier im Hause ein junges Mädchen, das mir manchmal Botengänge macht, und so weiter, der schenke ich sie hie und da. Sei nicht böse darob. Ich geh' Abends nicht gern allein aus, und dann —“ sie stockte.

„Was dann?“ fragte Lidwina.

„Ich höre dich . . . ungern singen, du thust mir so schrecklich leid“.

Das Antlitz der jungen Frau färbte sich purpurn. Auch die!

„Du bist zu weichherzig“, versetzte Lidwina mit Selbstbeherrschung, „mir ist das Singen Lebensbedürfnis; ich thus nicht, weil ich soll, sondern: weil ich will. Wie merkwürdig diese Orchideen aussehen!“ Ihre Blicke verwirrten sich in den fleischfarbenen Blüten jener seltsamen Blumenart, von der Agnes mehrere Gattungen gezogen hatte. Eine Weile redeten die beiden über Blumenzucht und Gartenpflege, dann erhob sich die Sängerin mit einem leisen Seufzer.

„Nun gehe ich wieder, adieu, und komme auch bald, hörst du?“

Agnes nickte zögernd. „Grüß mir Albert“.

Lidwina schlug langsam den Nachhauseweg ein. Sie suchte die einsamsten Straßen auf, wo ihr niemand begegnete. Es war vergebens. Wo sie auch anklopfte, überall Gleichgültigkeit, Zerstreutheit oder schlecht verhehlter Eigennutz. Sie fühlte die Einsamkeit mehr und mehr ihr Leichentuch über sie breiten. Wenn sie jetzt an das warme Herz ihrer Mutter dachte, an die Arme, die sich ununterbrochen nach ihr ausgestreckt hatten! Sie lächelte in der Erinnerung.

War sie damals doch grenzenlos glücklich gewesen, grenzenlos . . . . . Einen Menschen sein eigen nennen zu dürfen, der nichts begehrt, als vom andern geduldet zu werden! Ein Gefühl, als ob tausend wunde Hände in ihr nach der Mutter ausgriffen, erfüllte sie. Warum

doch nur der Sarg der Gradmesser des Glückes ist, das man im andern besaß!

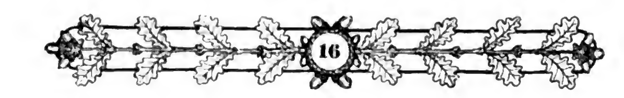
Auch Agnes hatte Eidwina von sich gestoßen. Anfänglich war Alberts Schwester mit ihnen gewesen. Gewohnt, das Hausmütterchen zu spielen, hatte sie ihre Fürsorge und Sorgfalt auch auf Eidwina ausdehnen wollen. Aber die junge Frau verbat sich alle Bemutterungsversuche. Schließlich war es zu heftigen Szenen gekommen. Agnes, die voraussah, daß sich diese Szenen wiederholen würden, weinte insgeheim und verließ den Bruder.

Wohl suchte Eidwina, nachdem die Erlebnisse des letzten Jahres jene gewaltige Aenderung in ihr vollbracht hatten, Agnes wieder für sich zu gewinnen. Sie machte ihr wiederholt Vorschläge, zu ihnen zurück zu kehren, aber das mimosenhafte Herz der Schwägerin war zu tief gekränkt worden; sie blieb hartnäckig auf ihrer Weigerung. Sie gehörte zu jenen Menschen, die hart werden, wenn ihre Gutherzigkeit einmal eine tiefe Zurücksetzung erfahren hat.

Eidwina konnte es sich nicht verhehlen: sie stand mutterseelenallein auf der Welt. Ihr Gatte vermochte kaum seine Gleichgültigkeit gegen sie zu verbergen; die andern bemitleideten sie. Die Gräfin sah in ihr ein interessantes Problem, nichts weiter. Und er, er, der ihr alles hätte sein können? Wo war er? Verschollen, verschwunden. Kein Mensch wußte Auskunft über ihn

zu geben. Warum hatte er sie sich selbst überlassen? Hatte auch ihm jene dunkle Macht, die sie so willenlos ihrem Unglück entgegendrängte, den Willen gebunden?

Mit wehem Herzen kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Irgend ein scharfer Geruch, der aus der Küche drang, machte sie aufhusten. Sie fühlte einen süßlichen Geschmack im Munde und drückte das Taschentuch an die Lippen. Ein roter Flecken war daran. Lähmender Schrecken durchfuhr ihren Körper. Sie mußte sich setzen, um nicht umzusinken. In drei Tagen sollte sie in ihrer einstigen Glanzrolle in „Carmen“ auftreten.



Der Abend der Vorstellung war angebrochen. Absagen hatte Lidwina nicht mehr wollen, denn sie konnte sicher sein, bei der jetzigen Stimmung des Publikums gegen sie sofort ihre Kündigung vom Direktor zu erhalten. Mit dumpfem Kopf, grauenhafte Angst empfindend, es könnte sie ein Blutsturz befallen, trat sie auf die Bühne. Ihre Haltung war ängstlich und gebeugt, ihre Bewegungen waren vorsichtig, wie die eines Menschen, der ein unheimliches Geheimnis in sich zu behüten hat. Sie, die früher in dieser Rolle das Publikum geradezu elektrisiert hatte, empörte heute die Leute, weniger durch ihre verschleierte Stimme, als durch ihr unbegreiflich schlechtes Spiel. Ihre paar Theaterfreunde bemühten sich durch schwachen Applaus das Zischen und Pfeifen zu übertönen, das sich nach dem ersten Akt erheben wollte. Als sie gebrochen nach ihrer Garderobe schritt, fühlte sie wieder jenen Reiz im Halse, der sie vor einigen Tagen zu husten zwang. Mit einer

Geberde des Schreckens führte sie das Tuch zum Munde. Aus den Coulissen trat Albert ihr mit aufgeregtem Gesicht entgegen. Sie warf ihm das gerötete Taschentuch vor die Füße, lehnte sich an die Garderobenthüre und begann bitterlich zu weinen. Die Oper konnte nicht fertig aufgeführt werden.

Am nächsten Tage erhielt sie die Kündigung des Direktors. Albert ging wie ein Rasender umher. Er holte den Arzt.

„Aber ich bitte Sie um Himmelswillen, stellen Sie ihr die Sache leicht hin, sie ist entsetzlich ängstlich und könnte den Tod davon haben".

Der Arzt untersuchte die junge Frau.

Als er ihr Zimmer verließ, stellte sich ihm Albert in den Weg.

„Nun?" fragte er mit atemloser Spannung.

„Eine leichte Lungenblutung, die bald behoben sein dürfte".

„Gott sei dank", rief Albert erleichtert aufatmend, „kann ich Ihre Mitteilung dem Direktor berichten? Er hat meiner Frau die Kündigung geschickt, weil er sie für schwer krank hielt".

Der Arzt schob die Brauen bedenklich empor. „Ob Ihre Frau in absehbarer Zeit die Bühne wird betreten können, weiß ich nicht".

„Was sagen Sie?" rief Albert entsetzt, „Sie glauben —"

„Vor der Hand: Ruhe, Ruhe, Ruhe, auch von Ihrer Seite für die Kranke. Ueber das weitere werden wir später reden".

Der Mediziner empfahl sich und ließ Albert verblüfft stehen.

Als Thorn ins Krankenzimmer zurückkehrte, sah ihm Lidwina gespannt entgegen.

„Nun, was sagte er? Nichts gefährliches, wie?"

„Natürlich nicht", nickte Albert, „ein heftiger Katarrh —"

„Hat man Blutungen dabei?"

„Bei Lungenkatarrhen kommts zuweilen vor, halte dich nur gut mein Schatz, in vier Wochen kannst du wieder singen".

„Glaubst du?" fragte sie mit leisem Zweifel. Und dann streckte sie ihm die hagere, feuchte Hand entgegen, die er mit leisem Widerstreben ergriff.

Er hielt es nicht lange im Zimmer aus. Eine unnennbare Angst trieb ihn hinaus. Was würde nun mit ihnen geschehen? Für ein halb Jahr noch reichte ihre Gage, dann? .... Wenn auch die Schwester ihre paar Pfennige mit ihnen teilte, jetzt, für drei Personen, konnten sie nicht langen.

In seiner Verzweiflung sah er nur einen Hoffnungsstern vor sich: die Gräfin. Die Gräfin!

Sie mußte geneigt erhalten werden. Wenn alles

Unglück über ihn hereinbrach, sie mußte helfen. Er kleidete sich hastig an und fuhr zu ihr hinaus. Ein übler Geruch, den er früher nicht gemerkt hatte, drang ihm beim Eintritt in ihr Zimmer entgegen. Sie lag mit seidenen Decken bis zum Hals verhüllt auf ihrer Chaiselongue. Ihr Gesicht erschien dick und aufgedunsen.

„Wo ist Ihre Frau?" rief sie, ihm schwerfällig den Kopf zuwendend.

Albert erzählte in Farben, welche die Gräfin nicht zu sehr erschrecken konnten, was vorgefallen war. Frau von Fialowska gab ihre Teilnahme zu erkennen.

„Mir ist auch seit mehreren Tagen elend", stieß sie bekümmert heraus, „der Atem versagt mir, und ich fühle meinen Körper gespannt und ausgereckt wie einen Nudelteig. Sagen Sie übrigens Ihrer Frau, sie soll sich nicht ängstigen, ein bischen Lungenblutung will nichts sagen. Unter zehn Frauen sechs haben gewiß in ihrem Leben einmal ein paar Tropfen Blut ausgeworfen. Vor allem soll sie sich nicht niederlegen; wenn einer sich einmal hinlegt, ists aus. Und lassen Sie keinen Arzt in ihre Nähe, sie sind für jeden Menschen die Nägel zu seinem Sarge".

Albert zog die Hand der Gräfin an seine Lippen.

„Dank Ihnen tausendmal für jedes Wort des Trostes", sagte er, warm in ihre Augen blickend, „ich selbst bin ratlos. Lidwina wird sich ein Leid anthun, wenn sie dem Gesang für immer entsagen muß".

„Das braucht sie doch gar nicht“, warf die Gräfin ächzend hin, „o Gott, mein Rücken, . . das ewige Liegen! seit drei Tagen liege ich schon, . . aber heute schlag ich ihm ein Schnippchen, — meinem Hausarzt nämlich, und lasse mich spazieren fahren.“ Thorn ergoß sich in Phrasen des Mitleids, der Bewunderung über die Standhaftigkeit, womit sie ihre Leiden ertrug, kam aber geschickt wieder auf sein altes Thema zurück. Wenn Lidwina nicht mehr singen könne, was dann?

„Wenn sie auf der Bühne nicht mehr singen darf, im Konzertsaal, wo so viel weniger Stimmkraft erforderlich ist, wird man es ihr gewiß nicht verbieten“.

Im Konzertsaal! Wahrhaftig, daran hatte er noch gar nicht gedacht. Das ist eine göttliche Idee. Natürlich, im Konzertsaal! Er kam nie auf so glückliche Gedanken wie sie, die einzige Frau. Er seufzte, legte seine Lippen auf ihre Fingerspitzen und erhob sich. Er wolle sofort zu seiner Gattin, um sie mit der Hoffnung zu trösten, die die Gräfin ihn erblicken ließ.

Frau von Fialowska trug ihm Grüße an Lidwina auf.

Als er draußen war, atmete er tief auf. Herr Gott, war das eine Luft in diesem Zimmer gewesen!

Lidwina lag eine Woche lang auf ihrem Sopha, dann durfte sie aufstehen. Die Blutung hatte sich nicht erneuert. Agnes war mehrere male ebenso wie etliche

Theaterkollegen bei ihr gewesen. Lidwina war froh, daß der Arzt ihr das Sprechen untersagt hatte. So brauchte sie niemand zu empfangen. Sie schlich wie ein Schatten in ihrer Wohnung umher. Ihr Kopf war dumpf und schwer. Beständig verspürte sie ein leises Frostgefühl im Rücken. Was wird aus mir, aus uns? Wars diese Frage, die ihr das Frostgefühl erweckte, oder wühlte ein heimliches Fieber in ihr?

„Du mußt bald die Fialowska besuchen", sagte Albert zu ihr, „sie schreit förmlich nach dir".

Und dann quälte er den Arzt, daß er seiner Frau gestatten möge, ihre gelähmte Freundin zu besuchen. Er selbst würde sie im Wagen dahin bringen. Aufregendes wäre bei diesem Besuche gar nicht zu fürchten, und so weiter. Mit einigem Widerstreben willigte der Arzt endlich ein. Nun wars Lidwina, die sich widersetzte.

„Ich kann nicht", stammelte sie, „jetzt noch nicht, später meinetwegen".

„Mach keine Flausen", rief Albert heftig, „sie ist der einzige Mensch, der dir noch Zuflucht bieten kann, wenn —" er vollendete nicht; sie verstand ihn.

Wie sie bemerkte, daß er Hoffnungen auf die Gräfin baute, kleidete sie sich langsam an. Wo er Gewinn witterte, gabs kein Trotzen gegen seinen Willen, das wußte sie längst. Er schob sie in den Wagen. Vor der Villa verabschiedete er sich von ihr.

„Du mußt schon einige Zeit bei ihr auszuhalten suchen“, flüsterte er ihr zu. Er selbst fuhr schnell nach der Stadt zurück.

Lidwina wankte in das Zimmer der „Freundin“. Sie fuhr zurück vor dem penetranten Geruch. Aber umzukehren war es zu spät. Die alte Frau hatte sie schon erblickt.

„Bon dieu, Kind, wie sehen Sie aus? Ich meine nämlich, schöner denn je“, fügte sie schnell hinzu, „Ihre Augen glänzen wie zwei Sterne, die in einer Frühlingsnacht geboren sind. Da, setzen Sie sich her; nein, nein, näher, so, daß meine Hand die Ihre ergreifen kann. Nun, was hast du angestellt, kleine Thörin?“

„Ich spiele den letzten Akt“, sagte Lidwina, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Und ich mache mein eignes Grabmonument. Siehst du, wie graziös ich daliege, eine Figur der Trauer vorstellend? Wir sind zwei nette Geschöpfe“.

Lidwina erhob sich.

„Wohin?“ fragte die Gräfin verwundert.

„Nur um mit Ihrer Erlaubnis das zweite Fenster zu öffnen und die Blumen beiseite zu stellen, daß mehr Luft herein kann“.

„Aber das soll doch die Dienerin —“

„Schon geschehen“, sagte die junge Frau, nach einigen

Minuten auf ihren alten Platz zurückkehrend. Wie gerne hätte sie ihren Sessel etwas weiter gerückt!

„Lidwina", rief die Gräfin, „es giebt augenblicklich außer Ihnen keinen andern Menschen für mich auf der Welt. Heute Mittag haben mich zwei Damen besucht, schauderhaft, sag ich Ihnen. Man glaubte ein richtiges Krankengespräch mit mir führen zu müssen, sprach von der Erlösung, die der Tod mit sich bringe, von den himmlischen Freuden und so weiter. Als ob i ch krank wäre! Lahmheit ist ein Unglück, aber keine Krankheit, und —" sie mußte innehalten, weil ihr der Atem versagte, ein Ausdruck des Schreckens trat in ihre Züge. Mit der vollen weißen Hand, die sie nicht mehr behandschuht trug, fuhr sie sich über die feucht gewordene Stirne.

In Lidwinens Brust kämpfte Abscheu mit Mitleid.

„Lassen Sie doch keine Besuche vor, Frau Gräfin, wenn diese Ihnen lästig sind".

„Soll ich den ganzen Tag allein liegen?"

„Sie haben doch eine Wärterin, der Sie gut sind".

„Aber ich habe auch noch meinen gesunden Geist, Lidwina. Glauben Sie, dem genügt eine Dienerin zur Gesellschaft? Lidwina, Sie dürfen jetzt ohnehin nicht singen, siedeln Sie zu mir über, Ihr Gatte hat sicher nichts dagegen, wie ich ihn kenne. Thun Sie ein gutes Werk an einer Verlassenen" . . . . .

Lidwina fühlte sich von Grauen geschüttelt. Ueber-

siedeln, zu dieser Frau übersiedeln! Herr des Himmels! Die ganzen Tage in dieser Luft zubringen, diesen Fäulnisgeruch einatmen!

„Uebersiedeln kann ich aus mancherlei Gründen nicht zu Ihnen, Frau Gräfin“, sagte sie sanft, „aber ich will oft zu Ihnen kommen, Sie besuchen“ . . . . .

Die Gräfin warf ihr einen enttäuschten Blick zu.

„Dann aber sehr oft, sehr oft, Lidwina“.

Als die junge Frau nach etlichen Stunden zu Hause ankam, warf sie sich kraftlos in einen Sessel und verbarg das Gesicht in den Händen. „Ich glaube meine Hölle beginnt erst“.

Sie hatte nicht unrecht. Zwei Tage später schickte die Gräfin ihre Vertraute. Warum Frau Thorn nicht käme, sie möge doch kommen. Sie käme dieser Tage, ließ Lidwina sagen.

„Nein du gehst heute noch hin“, bestimmte Albert mit lächelnden Lippen und einem bedeutsamen Blick. Vor der Dienerin konnte er keine Szene machen.

„Gut, berichten Sie also, ich käme noch heute“, sagte die Frau tonlos.

Als die Dienerin hinausgegangen war, kreuzte Albert die Hände über die Brust, und schickte sich an, Lidwinen eine Rede zu halten. Sie sah das Zucken um seinen Mund, jenes Zucken, das sie so wohl kannte, und entfloh in ihr Zimmer. Dort kleidete sie sich hastig an, und

begab sich auf den Weg zur Gräfin. Nur ihn nicht dozieren hören, ihn, den Mann mit der dröhnenden Stimme und den heimlichen Raubtierkrallen.

Frau von Fialowska stieß bei Lidwinens Eintritt ein Endlich! aus.

„Aber ich war ja erst vor drei Tagen hier“, sagte die junge Frau.

„Drei Tagen! Herr der Heerscharen! Wissen Sie denn, was drei Tage für einen Kranken sind, liebes Kind? Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen“.

„Da würde ich nicht hier liegen, sondern schöne Reisen machen, weit, weit, hinüber nach Osten würde ich ziehen, in wunderbare Länder, wo große Sonnenblumen wachsen, und schillernde Vögel in den Lüften sich wiegen“.

Der Gräfin Augen blickten sinnend ins Weite.

„Ich kenne den Osten mit seinen Sonnenblumen. Als schönes, gefeiertes, geliebtes Weib habe ich ihn im Triumphzug durchzogen, was sollt' ich als Mumie dort suchen?“

„Sie haben so verläßliche Leute, von diesen bewacht, könnten Sie ruhig —“

„Ach was“, rief Frau von Fialowska mit einer resignierenden Handbewegung, „das ist vorbei, vorbei für immer. Für mich handelt es sich nur —“

„Sie müssen wieder nach Wien zurück, die Einsamkeit des Landlebens macht Sie melancholisch“.

„Ich kann jetzt nicht reisen, ich fühle mich zu krank dazu, überdies, glauben Sie, daß ich dort weniger einsam als hier wäre? In neuester Zeit — mir eigentlich unbegreiflich, unbegreiflich ......" sie schüttelte den Kopf.

„Was denn?" fragte Lidwina, sich müde in ihrem Sessel zurücklehnend.

„Denken Sie diese — Trottel, diese .... diese Leute, die sich glücklich schätzen sollten, mit einer Frau, wie ich es bin, auch nur ein Wort wechseln zu können, kommen nicht, kommen nicht auf meine eigene Einladung. Was sagen Sie dazu? Ist das nicht unbegreiflich?"

„Was sind das für Leute?" fragte Lidwina.

„Das ists eben, blödsinnige alte Weiber, Kinder, was weiß ich, lauter Plebs, aber was thut man nicht in der Not. Ich will ja nur, daß hier etwas herumwimmelt, redet, schillert, ich kann diese tote Stille nicht aushalten, sie macht mich wahnsinnig."

Lidwina war es sehr begreiflich, daß niemand kam. Die Atmosphäre in der Nähe der Gräfin wurde immer unerträglicher.

„Vielleicht ist die Ursache Ihrer Einsamkeit nur die Furcht der Leute, Ihnen mit ihrem Gespräch lästig zu fallen. Oder sie sind in Verlegenheit, was sie am Krankenbette reden sollen".

„Aber ich bin ja nicht krank", rief Frau von Fialowska eigensinnig.

„In den Augen der andern gelten Sie dafür".

„Diese dummen Thiere! Wenn ich krank wäre, würde ich matt sein; ich bin aber das Gegenteil davon. Die Ruhe tötet mich. Wissen Sie, in der letzten Zeit ist mir ein großer Gedanke gekommen".

O Gott, dachte Lidwina erschreckt.

„Vielleicht wird mich die Musik erheitern".

Die junge Frau schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Die zerstört die Nerven".

„Sie regt auf, das ist ja recht. Ich will aufgeregt werden. Nebenan wird man einen großen Musiksalon einrichten. Ich habe schon den Plan dazu fertig. Dieses Zimmer hier wird durch eine Portiere von dem andern getrennt sein. Man wird einen Steinway in die Mitte des Salons stellen, keine Teppiche, keine Stofftapeten —"

„Am zweiten Tage werden Sie an der Gehirnerschütterung erkranken".

„Ach was, Sie sind ein kleiner Teufel, der mir die Freude zerstören will; mein Gehirn ist nicht so leicht zu erschüttern, Liebchen, enfin, es wird prächtig. Demnächst will ich mich mit einer Musikalienhandlung in Verbindung setzen. Welche Komponisten sind Ihre Lieblinge?"

„Meine —" stotterte Lidwina bestürzt.

„Denn Sie wissen, ich liebe, was Sie gern haben", setzte Frau von Fialowska mit süßem Lächeln hinzu.

„Ich liebe alle gleich", sagte Lidwina ausweichend.

„Das reine Bauernmädel in puncto Geschmack, und die ist eine gefeierte Sängerin —"

„Gewesen", ergänzte sie die junge Frau.

„Kommt schon wieder".

Sie plauderten noch eine Weile, dann begab sich Lidwina „für heute" nach Hause.

Unter der Thür ihres Gemachs trat ihr Albert heiter entgegen.

„Nun, das ist doch eine prächtige Frau. Da sieh mal her, das kam in deiner Abwesenheit".

Er nahm ein Etui vom Tische, in dem sich ein goldnes Armband befand, dessen Mitte ein prachtvoller Solitär zierte. Ein kleiner Zettel lag zusammengerollt dabei. „Damit Sie bei der Heimkunft gleich von Ihrer Fialowska empfangen werden".

Lidwina legte still das Etui zurück.

„Du bist ein undankbares Geschöpf", murmelte er.

Etliche Tage später fuhr Lidwina in die Theaterkanzlei. Albert hatte sie so lange zu diesem demütigenden Schritt gedrängt, bis sie ihn ausführte.

„Ich bin wieder gesund, Herr Direktor", sagte sie, sich zu einer heitern Lebhaftigkeit zwingend. Dann gab sie ihm zu verstehen, daß sie hoffe, er würde die Kündigung zurücknehmen.

Er schüttelte den Kopf. „Meine liebe Ackermann, mit Ihnen ists aus, aber gründlich, sag ich Ihnen. Der

Thorn, na, aber das sind Privatangelegenheiten, die mich nichts angehen".

Er spielte lächelnd mit seiner Uhrkette. „Jetzt können Sie nur in den Rollen auftreten, die Ihnen Ihr Mann — übrigens, eröffnet doch beide eine Gesangschule, ich will mein Möglichstes thun, um —"

„Ist das alles, was Sie mir zu antworten haben, Herr Direktor", unterbrach ihn Lidwina mit trockenen Lippen.

„Leider ja, liebes Fräulein".

Die junge Frau verbeugte sich kurz, und ging rasch hinaus.

Albert nahm finster ihren Bericht entgegen. Das erste Vierteljahr war bald herum, dann kam das zweite. Bis dahin mußte Rat geschafft werden.

„Der Gedanke mit der Gesangschule ist Unsinn", sagte Albert. „Es sind nicht weniger als fünf Gesangschulen hier am Orte, und alle haben wenig Schüler. Und dann muß man da einen Fond haben, um über das erste Jahr hinauszukommen".

Lidwina mußte ihm Recht geben.

Eine Woche später kehrte er von einem Spaziergang heim und fand eine Wohnungsanzeige am Hausthore angeschlagen. Seine Wohnung. Blaß vor Aufregung trat er in Lidwinens Zimmer. Sie saß beim Fenster, eine kleine Handarbeit im Schooß.

„Unsere Wohnung wird vermietet?" sagte er in fragendem Ton zu ihr.

Sie nickte.

„Und wo werden wir nach zwölf Wochen wohnen?"

„Ich weiß nicht", antwortete sie gleichgültig.

„Statt müßig zu sitzen und Maulaffen feil zu halten, solltest du dich um eine Beschäftigung umsehen", herrschte er sie an. „Thu dich um".

„Was soll ich denn thun?"

Sie erhob sich und trat in die Nähe der Thür.

„Wozu sind Konzertunternehmer da; schreib an einen von ihnen".

„Jetzt, Ausgang Sommers".

„Für den Winter, Kurzsichtige, für den Winter", rief er ärgerlich. „Du bist ja wieder gesund".

„Glaubst du das?"

Ihr hageres, graues Gesichtchen mit den fiebernden Augen, das sie ihm entgegenhielt, lähmte für einen Augenblick seinen Zorn. Er seufzte auf.

„Was ist denn mit der Gräfin? Gehst du heute nicht hin? Du warst schon beinahe eine Woche nicht dort".

„Ich geh morgen zu ihr".

Am nächsten Tage wartete er beständig, daß Lidwina fortgehen würde.

Als endlich der Abend anbrach, ohne daß sie sich

entfernte, ging er auf ihr Zimmer. Sie lag mit heißem Gesicht auf ihrem Bette.

„Was ist denn, du wolltest doch zu Frau von Fialowska", rief er, „was hast du denn?"

„Schlecht ist mir", sagte sie leise.

Er faßte ihre Stirn an; sie war brennend.

„Geh nur hinaus, das Liegen hilft doch nichts. Die frische Luft thut besser".

„Ich kann nicht aufstehen".

„Ach Unsinn". Er hob sie aus den Kissen und stellte sie auf die Füße. „Siehst du, du kannst. Mach nur keine Flausen. Faulheit, Faulheit, Lidwinchen, heißt deine Krankheit".

Sie wollte auffahren; da erinnerte sie sich ähnlicher Szenen, die sie einst ihrer Mutter gemacht hatte. . . . Albert trat zum Schrank und brachte einen Arm voll Kleider herbei.

„Da zieh dich an, hurtig, es wird sonst zu spät".

Lidwina entgegnete nichts und zog fröstelnd die Kleider an.

„Sie behandeln mich schmählich", rief die Gräfin ihr entgegen. „Der Brief, den Sie mir schrieben, war ja recht nett, aber ein paar Worte von Ihnen sind mir doch lieber".

Aus dem Nebengemach ließ sich ein leises Scharren und Pochen vernehmen.

„Man arbeitet drinnen“, sagte Frau von Fialowska. „Ich möchte bald das Musikzimmer fertig haben. Warum tragen Sie mein Armband nicht?“

„Es ist mir zu schwer“, lächelte Lidwina.

„Geben Sie es Ihrem Hund als Halsband, haben Sie keinen Hund?“

Die junge Frau verneinte.

„Soll ich Ihnen einen schenken?“

„Danke, nein, nein“, rief Lidwina abwehrend, „was finge ich mit einem Hund an?“

„Ich liebe sie auch nicht. Lidwinchen sagen Sie, warum setzen Sie sich immer so weit von mir? Kommen Sie doch näher!“

Lidwina rollte ihren Sessel näher zur Chaiselongue der Gräfin.

„Und warum trinken Sie nie eine Tasse Thee bei wir? Und — überhaupt, wir müssen vertrauter mit einander werden“.

Ihre feuchte Hand fuhr zärtlich über Lidwinens Gesicht.

„Spielen Sie l'hombre?“

„Nein“.

„Aber Skat?“

„Auch nicht“.

„Mariage?“

„Ein bischen“.

„Ach wie schön. Wollen wir eine Partie Mariage spielen?“

Die junge Frau biß sich auf die Lippen.

„Spielen wir“.

Im Nu hatte der Diener einige kleine Tischchen um sie gruppiert. Auf das eine stellte er eine silberne Platte mit Thee und Sandwichs.

Auf das andere eine elfenbeinerne Kassette, in der sich mehrere Kartenspiele befanden. Die in gläsernen Blumenformen brennenden elektrischen Lichter neben dem Sopha der Gräfin wurden noch um einige vermehrt. Frau von Fialowska überbot sich an Zärtlichkeit. Augenscheinlich hatte sie sehr unter der Einsamkeit der letzten Tage gelitten.

Als Lidwina sich nach einer Stunde erhob, um heimzukehren, sagte die alte Dame:

„Beugen Sie sich doch zu mir nieder, Sie Goldchen Sie, ich möchte Sie küssen“.

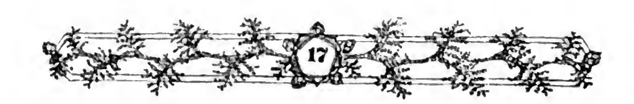
Lidwina zögerte einen Augenblick, dann neigte sie die roten Lippen zur Gräfin, und fühlte es wie eine feuchtkalte Schlange über sich hingleiten.

Halbohnmächtig kam sie ins Freie.

„Nun, wie wars?“ fragte Albert zu Hause.

„Wie immer“.

„Du mußt dich daran gewöhnen“, meinte er.



Die öden Tage des Spätherbstes brachen an.

Lidwina hatte Alberts Rat befolgt, und an mehrere Konzertunternehmer geschrieben. Für die nächste Zeit waren keine Aussichten vorhanden, aber nach Weihnachten, schrieb man ihr, würde man sie für etliche Abende engagieren. Sie hatte noch mehr gethan. Sie fuhr zu ihren ehemaligen Bekannten und suchte deren Gunst zu gewinnen. Sie überhörte manch bitteres Wort, um nicht darauf antworten zu müssen.

„Ich will eine Gesangschule aufmachen", sagte sie, „und erbitte mir Ihr Wohlwollen dazu".

Man stutzte und schüttelte mitleidig den Kopf.

Blieb denn diese Frau immer exzentrisch?

Mit diesem kranken Gesichte, der heisern Stimme, der ganzen Erloschenheit eines innerlich gebrochenen Menschen wollte sie jungen Leuten Unterricht geben.

„Wir werden gewiß Ihr Unternehmen nach Kräften zu fördern suchen", hieß es von allen Seiten, „wenn nur erst die Schule eröffnet ist".

Man hielt ihren Plan für die Schrulle einer Kranken.

Indessen quälte die Gräfin Lidwina unaufhörlich mit ihrem Wunsch, die junge Frau möge zu ihr übersiedeln. Diesmal stand Thorn auf der Seite Lidwinens.

„Miete schnell eine andere Wohnung“, meinte er, „dann schneidest du ihr Gefasel ab“.

Und er beschrieb seiner Frau alle Vorzüge, die ihr neues Heim haben müßte.

„Das, was du suchst, findet man nur in großen Wohnungen“, sagte Lidwina, „wir aber müssen uns sehr bescheiden“.

„Du denkst wohl, ich ziehe mit dir in eine Hofwohnung“, versetzte er herb, „da kennst du mich schlecht“.

„Wovon sollen wir denn eine hohe Miethe bestreiten?“ fragte sie.

Sie war so vornehm, wir zu sagen, obzwar sie doch ich hätte sagen müssen. Sie hatte ihm in der letzten Zeit ihren ganzen Schmuck hingegeben, zur Deckung seiner verschiedenartigen Bedürfnisse.

Er brauchte viel Geld, der schöne Albert, denn jetzt, wo man allmählich angefangen hatte, seinen wahren Charakter zu durchschauen, konnte er weniger auf die offnen Hände der Sympathie rechnen. Mit seinen „Freundinnen“ hatte er sich's durch seine Heirat ziemlich verdorben, und die andern Familien nahmen ihm die Art, wie er seine Frau behandelte, sehr übel. Man wußte

ja alles in der Stadt, denn die Thornschen Mädchen schwatzten. So mußte der arme Komponist, wenn er Gelüste nach einer Mockturtlesuppe trug, sie aus seinem, das heißt dem Gelde seiner Frau bezahlen. Und dieses dumme Geld wurde immer weniger.

Agnes gab ihm seinen „Vermögensanteil" heraus, über dessen Geringfügigkeit er verblüfft war. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, wie sie jahrelang rastlos im stillen für ihn gearbeitet hatte.

„Du bist eine gute Seele", sagte er gerührt, „wäre ich doch bei dir geblieben".

Inmitten seiner Bedrängnisse und der Angst vor der Zukunft begab er sich zur Gräfin.

Der Flügel war endlich angekommen, endlich, nachdem sie ihn vor sechs Wochen in England bestellt hatte.

Sie ließ sich in ihrem Rollstuhl in das Musikzimmer fahren und schlug einige Akkorde an. Sie war sehr guter Laune. Der neue Salon war höchst geschmackvoll eingerichtet.

„Ich hab's ja nur für Liddi herstellen lassen", sagte sie, „damit hier ein Magnet ist, der das Kind anzieht".

Thorn stellte sich tief gerührt und erfreut und sagte der Gräfin allerlei Süßes.

Dabei befiel ihn fast eine Ohnmacht, als er sich einmal galant nach ihrer Hand beugte, um sie zu küssen. Aber das that nichts. Er kam ja nicht allzu häufig her.

„Hören Sie Thorn", sagte die Gräfin im Laufe des Gesprächs, „ich habe einen Plan. Sie sind zu vernünftig, um ihn mir übel zu nehmen. Lidwina will Konzerte geben. Nun wohl. So gut wie das Konzertpublikum bin ich auch. Sie soll mir ab und zu ein Konzert geben. Ich bezahle ihr fünfhundert Mark für den Abend".

Albert that, als ob er einen Augenblick vor Beschämung über ihre Großmut verstummt wäre.

„Na so antworten Sie doch", rief ungeduldig die Gräfin, „werden Sie meinen Wunsch bei Lidwinen befürworten?"

„Frau Gräfin", sagte er mit einem Augenaufschlag, der den besten Schauspieler zur Ehre gereicht haben würde, „wie können Sie — fragen? Ich bin — wortlos über Ihre Güte".

„Und" — —

„Ich eile gleich zu Lidwinen, um ihr Ihren Vorschlag zu übermitteln".

Er erhob sich, preßte seine Lippen auf die Fingerspitzen der Gräfin und eilte fort.

Frau von Fialowska hatte sich schlauerweise an ihn gewendet, weil sie wußte, daß er Lidwinen zu allem, was er wollte, bestimmen konnte. Sein gewinnsüchtiger Sinn würde nicht eher ruhen, bis er sie veranlaßt hatte, die kostbare Laune der Gräfin zu erfüllen.

Sie dürstete mehr denn je nach Bewegung, nach

Menschen, nach etwas, das die bleierne Stille ihres Krankenzimmers unterbrach. Wenn Lidwina sang, vielleicht zog sie dann noch andere her, Künstler oder wen immer, das war ja gleichgültig.

Albert war in froher Aufregung nach Hause geeilt. Endlich ein Ausweg, endlich eine Lichtung in dieser Wirrnis. Man mußte den Vorteil nur verständig ausnützen. O er war praktisch genug dazu. Wöchentlich ein Konzert. Die Gräfin war sicher einverstanden damit. Das brachte monatlich zweitausend Mark, jährlich — ein breites Lächeln erhellte sein Gesicht. Nun brauchte er den Kopf nicht mehr hängen zu lassen, um das schadenfrohe Lächeln seiner Freunde zu übersehen, welche sich über seine falsche Spekulation freuten.

Nun konnte er beweisen, wer er war. Er war ihnen doch tausendmal überlegen.

Mit einer in diesem Augenblick nicht erheuchelten Zärtlichkeit nahm er Lidwinens Hand in die seine.

„Siehst du Circe, mein Zureden, der Alten den Hof zu machen, war nicht ohne Erfolg. Sie hat sich so vernarrt in dich, daß sie dir für einen Liederabend, den du bei ihr veranstaltest, fünfhundert Mark geben will. Wir wollen ihr zwei jede Woche schenken, um uns ein Heidengeld zu verdienen, wie?"

Seine runden Finger spielten in ihrem schwarzen feinen Haar. Lidwina sah ihn an ohne zu antworten.

Weder Freude noch Ueberraschung sprach aus ihren Zügen. Er wurde ungeduldig.

„Nun dachte ich dich mit der Nachricht zu erfreuen, merke aber —“

„Warum hat sie mir nicht den Antrag gestellt?“ fragte die junge Frau ruhig.

Er zuckte etwas verlegen die Schultern.

„Vielleicht fürchtete sie von dir ein Refus zu bekommen, ich weiß nicht. Jedenfalls meint sie es gut mit dir, und es wird vorteilhaft sein, wenn du morgen gleich mit ihr ausmachst, wann du —“

„Singen kann ich jetzt nicht. In keinem Falle. Mein Kehlkopf —“

„Ach laß doch deinen Kehlkopf in Frieden. Du wärst doch bereit gewesen in einem öffentlichen Konzert —“

„Meinst du, weil ich an die Agenten schrieb? Ich wußte ja in vorhinein, daß solche Engagements monatelang vorher ausgemacht werden, sonst —“

„Du hast mich also betrogen“, sagte er hämisch.

„Ich würde dich betrügen, wenn ich dir versprechen würde, jetzt zu singen“.

Der Ernst, mit dem sie sprach, ließ ihn nicht im Zweifel, daß sie entschlossen war, ihren Vorsatz durchzuführen. Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren.

„Warum, wenn ich fragen darf, willst du jetzt nicht

singen? Du gehst aus, machst Besuche, fühlst dich kräftig, warum willst du nicht singen?"

„Woher weißt du, daß ich mich kräftig fühle", fragte sie, mit ihren dünnen Kinderfingern spielend, „ich werde das Gefühl des Wundseins in Hals und Lunge nicht los ....."

„Wundseins, was heißt das?" er machte eine wegwerfende Geberde, „vielleicht wirst du dieses Gefühl nie los; das thut ja nichts, das ist nicht gefährlich".

„O ja", widersprach sie, „denn ich weiß, sowie ich den ersten lauten Ton sänge, würde sich jenes Blutgefäß wieder öffnen —"

„Ach was weißt du nicht alles", rief er heftig aufstehend und im Zimmer auf- und niederschreitend. „Das alles ist nur Herumrederei. Du wirst singen, da giebt's keine Flausen. Zuerst wolltest du, schriebst in die Kreuz und Quere, und nun du deinen Vorteil in nächster Nähe gewahrst, husch, bist du andern Willens geworden".

„Aber ich habe dir doch schon gesagt, jetzt —"

„Was hast du gesagt? Nichts hast du gesagt", schrie er aufgebracht, „du sprichst lauter blödsinniges Zeug, auf das kein Mensch hören darf. Wovon willst du den Umzug bewerkstelligen? Womit im nächsten Vierteljahr leben, he? Ich habe den letzten Tausendmarkschein gewechselt, davon soll noch die Doktorrechnung bezahlt werden. In vierzehn Tagen kannst du deine Wäsche aufs Leihhaus schicken, um dir eine Suppe kochen zu können".

„Großer Gott!“ Lidwina legte die Hände vors Gesicht.

„Ja, lamentieren nützt nichts, handeln muß man“.

„Aber ich kann jetzt nicht singen, Albert, ich kann wirklich nicht. Ich stürbe dabei“, flüsterte sie in Thränen ausbrechend, „ich fühle es . . . . .“

„Sakrament“, er faßte sie an den Schultern, „wirst du endlich deinen verdammten Eigenwillen aufgeben, oder nicht?“

„Ich fürchte mich vor dem Sterben; ich bekomme einen Blutsturz, wenn ich singe“. —

„Das wollen wir nachher besprechen“.

„Ich thus nicht“, schrie sie.

Er riß sich von ihr los. Er fühlte, wenn er geblieben wäre, hätte er sie erwürgt. Er rannte ins Nebenzimmer, lief etliche male nach Luft ringend auf und nieder, und kehrte dann zu ihr zurück.

„Hör du Schlange“, zischte er über sie geneigt und drückte die Faust auf ihren Kopf, „wenn du schon nicht singst, so wirst du jeden Tag zu ihr hinausgehen, hörst du? jeden Tag. Solltest du dich widerspenstig zeigen, so werde ich vor keinem Mittel zurückscheuen, dich gefügig zu machen, vergiß das nicht“.

Mit vor Zorn gekrümmten Fingern ging er hinaus.

Lidwina in ihrer Schwäche, mit dem Bewußtsein, keinen Menschen auf der Welt zu besitzen, bei dem sie Zuflucht hätte finden können, machte keinen Versuch, dem

Manne zu entfliehen, der sie mit ruhiger Berechnung dem Tod entgegentrieb. Einen Augenblick hatte es in ihr gegeben, aber das war schon lange her, wo alles in ihr schrie: rette dich, flüchte dich vor diesem Teufel; damals hatte sie überlegt, ob sie fort von ihm sollte. Aber die Stimme in ihr sagte: hast du nicht selbst den Platz an seiner Seite gewählt, nicht freiwillig, weil du mußtest. Hinter diesem Müssen verbirgt sich etwas, das du heute noch nicht verstehst, dessen Zwang du aber fühltest. Also harre aus. Entfliehen kannst du doch dem über dich verhängten Schicksal nicht. — Und sie litt und — blieb. Heute, gebrochen an Leib und Willen, schon in jenem Halbdunkel angelangt, wohin die Seele gerät, die von irgend einer Seite freie Luft wittert, heute machte sie keinen Versuch mehr, von ihm fortzugehen, heute ergab sie sich in ihr Schicksal mit jener dumpfen anscheinenden Gedankenlosigkeit, womit der Sklave seinen Nacken unter das Joch beugt.



Einige Stunden nach der Szene mit Thorn trat Lidwina bei der Gräfin ein. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihr dar. Zum erstenmal, seit Lidwina sie kannte, sah sie die Gräfin in ihrer wahren Gestalt. Kurzes borstiges, in allen Farben spielendes Grauhaar umstand ihren Kopf. Das Gesicht ohne Schminke und Puder, ohne gemalte Augenbrauen hielt die Mitte zwischen einem Totenschädel und einem Embryo. Das Innerste dieser Frau sprach daraus, eine ungeheuere Unfertigkeit, die — in Verwesung überging.

„Ich pfeife auf die ganze Welt", rief sie Lidwinen mit unheimlichem Humor entgegen, „was mir jetzt Menschen herführt, bedarf weder des Schminktopfes, noch der Perücke, gelt Lidwinchen?"

Sie lächelte ein häßliches bösartiges Lächeln, das Lidwina nie an ihr wahrgenommen hatte.

„Ist Ihnen heute schlechter?" fragte die junge Frau innerlich schauernd.

„Na das will ich meinen, und ob mir schlechter ist. Der Hund von einem Arzt, höre was er mir gesagt hat; aber setze dich doch Täubchen. „Sie müssen sich operieren lassen, Sie müssen sich operieren lassen", hat er gesagt. Ich darauf: „au nom de dieu, mein guter Herr, warum denn, warum denn?" „Weil", sagt er, dreht sich auf dem Absatz herum, niest zweimal, und drückt sein Taschentuch an die Nase — „weil Sie an der Wassersucht leiden, meine Gnädigste". Denk dir, ich an der Wassersucht. „Va bene", sag ich, „das ist eine Krankheit, so viel ich weiß, die einem die Taille etwas verdirbt". „Stimmt", meint er, und darauf wieder: „operieren". „Wie lang lebe ich ohne operieren?" „Sie können noch manche Jahre leben, aber" — „Nicht sehr behaglich, was?" Er nickt. „Es wird Ihnen überaus große Erleichterung verschaffen —" „mille grace für diese Erleichterung, es wird nicht operiert", sag ich. Er verbeugt sich achselzuckend und geht. Was sagst du dazu. Ist das nicht eine hübsche Entdeckung?"

„Arme Frau", sprach Lidwina, die aufgedunsene Hand der Gräfin ergreifend, „Trostworte kann ich Ihnen nicht sagen —"

„Brauche auch keine; sing mir lieber etwas Lustiges vor, Schnadahüpfl oder so was".

„Auch singen kann ich nicht, Frau Gräfin, meine Brust schmerzt mich zu sehr, aber —"

„Hat Ihnen Ihr Mann meinen Vorschlag mitgeteilt?“

Lidwina nickte. „Sie sind sehr gütig, ich würde sehr gerne —“

„Ich möchte Sie so gerne durch etwas an mich fesseln —“

„Ich will oft zu Ihnen kommen“.

„Wirklich, Lidwina, wollen Sie das?“ Die Hand der alten Frau streckte sich nach Lidwinen aus. „Was nennen Sie oft?“

„Alle paar Tage“, hauchte die Sängerin.

„Nicht öfter?“

„Vielleicht . . . . .“

Lidwina ging bald. Ihre Pulse flogen vor Grauen und Mitleid. Welche von uns beiden wird zuerst fortgehen? dachte sie auf dem Rückwege. Eiskaltes Entsetzen rann durch ihre Glieder. Sterben, wie schrecklich! Nur nicht sterben! Lieber wie ein geknechtetes Tier weiterleben, lieber hungern, betteln gehen, lieber sich schlagen lassen, nur nicht sterben! Als ob sie anderes als Leid vom Leben zu erwarten hätte; aber trotzdem, nur nicht sterben, dachte sie unablässig.

Am nächsten Tag spielte sie mit der Gräfin Karten. Dann plauderten sie. Zuletzt setzte sie sich an den Flügel. Aber im Klavierspielen war sie nie Meisterin. Sie hatte nur gelernt, sich zum Gesang zu begleiten. Als sie sich

anschicken wollte zu gehen, ergriff Frau von Fialowska stürmisch ihre Hand.

„Und was soll ich denn den ganzen Abend allein machen?"

Lidwina blieb noch und noch eine Viertelstunde. Von diesem Tag an ließ die Gräfin sie täglich nach Hause fahren.

„Hast du ein gutes Leben", sagte Albert einmal, „fühlst du dich noch immer nicht kräftiger?"

Sie erschrak über seine Diabolität so sehr, daß sie kein Wort der Entgegnung fand.

In letzter Zeit hatte die alte Dame einen Haß gegen frische Luft bekommen. Fenster und Thüren mußten sorgfältig geschlossen werden. Die Ausdünstung, durch Medizinen und allerlei narkotisches Räucherwerk vermehrt, wurde von Tag zu Tag unerträglicher.

In dieser verpesteten Luft verbrachte das kranke junge Weib seine Nachmittage, abwechselnd Karten spielend, plaudernd, manchmal auf Wunsch der Gräfin ihr mit leiser Stimme etwas vorlesend, stets aber in ihre nächste Nähe gebannt. Schließlich vergaß Lidwina, daß draußen vor den Fenstern frische köstliche Winterluft hinstrich, daß es Sterne gab, die selbst für die ärmsten Bettler funkelten.

Vom Krankenbett der alten Frau stieg sie in den geschlossenen Wagen, der sie nach ihrer Wohnung brachte. Dort sank sie todmüde auf ihr Lager, mit dem Bewußtsein, morgen und übermorgen dieselben öden trostlosen Stunden durchleiden zu müssen.

Eine Zeit lang ging es so. Die Gräfin gewöhnte sich immer mehr an die linde Nähe Lidwinens. Aus dem fast undurchdringlichen Schmutz und Schlamm ihrer Vergangenheit zuckte es manchmal wie eine tastende Hand auf, diesem jungen Weibe entgegen, das so viel unbewußte Reinheit besaß. Und Lidwina graute es nicht vor diesen klebrigen Fingern, sie zog und zog, und beinahe wäre es ihr gelungen, nach und nach aus dem Schlamm einen Menschen herauszuschälen . . . da kam es anders.

Eines Tages, als sie aufhusten mußte, gewahrte sie einige rote Streifchen in ihrem Auswurf. Sie erschrak, schwieg aber. Die Erscheinung wiederholte sich; schließlich verwandelten sich die Streifchen in dicke Blutknoten. Nun brach sie fassungslos zusammen. Als die Stunde nahte, in der sie zu Frau von Fialowska zu fahren pflegte, und der Wagen bereits die längste Zeit vor dem Hause stand, ging Albert nach ihr zu sehen. Sie lag im Bette mit geröteten Augen.

„Was ist denn wieder?“ fragte er finster.

„Mein altes Uebel hat sich neuerdings eingestellt“, lispelte sie mit schwacher Stimme.

„Blut?“

Sie nickte.

„Herrgott!“ Er griff sich verzweifelt an die Stirne. Heute Morgen hatte er den letzten Hundertmarkschein gewechselt. Uebermorgen waren sie ohne Heller. Der Lohn

der beiden Mädchen war fällig. Der Umzug stand vor der Thüre. Herrgott!

Er rannte wie ein Besessener im Zimmer auf und nieder. Sein einziger Ausweg, seine einzige Hoffnung war die Gräfin gewesen; alle andern Bekannten hatten ja mit ihm gebrochen. Wenn sie gelangweilt oder erzürnt wurde, konnte er mit dem kranken Weibe hinausziehen und betteln. Keine Hand würde sich für ihn regen.

Hätte er das alles vorausgeahnt!

Dieser niederträchtige Betrug des Schicksals, diese perfide Ironie! Ein an Haß grenzendes Gefühl gegen die Frau, die dort schneeweiß und stumm in den Kissen lag, ergriff ihn. Erwürgen müßte man sie, erwürgen für ihren schändlichen Betrug.

Mitten in seinem Haß ergriff ihn wieder die Sorge. Der einzige Ausweg, die einzige Hilfe, die sie besaßen! Wie, wenn die sich auch von ihnen abwendete! Nein, nein, das durfte unter keinen Umständen geschehen, unter keinen.

Mit geröteter Stirne eilte er hinab und warf sich in den Wagen, der ihn zur Gräfin brachte.

„Wo ist Ihre Gattin?“ rief sie ihm entgegen.

„Etwas unpäßlich heute, Gnädigste“.

„O wie ich diese kleine Frau lieben gelernt habe“, rief die Gräfin emphatisch, „sie wird das erst erkennen bei der Eröffnung meines Testaments“. — Albert fühlte

seine Sinne schwindeln. — „Hören Sie, Thorn, Sie sind ein wahnsinniger Glückspilz. Aber was ich sagen wollte, könnten Sie es nicht möglich machen, daß Ihre Frau morgen Abend einige Lieder singt? Ich erhalte den Besuch einer Freundin aus Genf und möchte ihr nach all dem Traurigen, das sie hier zu sehen bekommt, eine schöne Stunde bereiten. Wie denken Sie? —

Habt Ihr kein Geld nötig? Ich würde zu dem Versprochenen noch etwas zulegen, wenn sie mir die Freude machte."

In Alberts Zügen arbeitete es mächtig.

„Frau Gräfin", stotterte er in schlecht verhehlter Aufregung, „Sie sind die Güte und Wohlwollenheit selbst; wer könnte einen Wunsch von Ihnen unerfüllt lassen? Ich verspreche Ihnen, daß Lidwina morgen bei Ihnen singt. Um welche Zeit soll es sein?"

„Ach, ich denke nach dem Thee, Lidwina weiß schon ... Die Baronin Lescaut, meine Freundin, ist Liebhaberin ernster Musik, wie ich mich von früher her erinnere. Sagen Sie das Ihrer Frau".

Albert empfahl sich bei seiner Gönnerin und eilte nach Hause.

Er begab sich gleich zu Lidwinen. Sie lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Bette.

„Höre Lidwina", sagte er, fest ihre Hand erfassend, „du wirst Morgen Abend bei der Gräfin singen; ich habe mein Wort verpfändet, daß du es thust".

Sie antwortete nicht, sondern zog unter ihrem Kissen ein blutbeflecktes Taschentuch hervor und hielt es ihm hin.

„Das ist alles eins“, sagte er hart, „du siehst, auch vom Feiern hast du's bekommen“.

„Ich werde daran sterben“, lispelte sie kaum hörbar.

Er zuckte die Achseln.

„An deinen Einbildungen wirst du sterben, an nichts anderm, aber ich will ihretwegen weder verhungern, noch betteln gehen, deshalb — nun, ich brauche wohl weiter keine Worte zu machen“.

Sie sah ihn einen Moment lang mit entsetztem Blick an; dann ließ sie stumm den Kopf zurückfallen. Fahle Blässe breitete sich über ihr Gesicht aus.

„Antworte! oder nein, antworte nicht! denn — hm, du kennst mich ja“, sagte er sich entfernend.

„Ich werde singen“, flüsterte sie, und kehrte ihr Gesicht nach der Wand.



Man zündete eben die Kerzen an, als sie noch einen letzten Blick in den Spiegel warf. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid gewählt, dasselbe, das sie einst als Desdemona trug. Ein Kleid, das man vor dem Schlafengehen anzieht. — Das Haar wallte frei herab, nur ganz lose an den Spitzen zusammengeflochten. Kein Schmuck unterbrach die Weiße ihrer ganzen Erscheinung. Albert, der durch die Thürspalte nach ihr sah, ob sie bald zum Gehen bereit sei, prallte zurück, als er sie erblickte.

So schön war sie ihm noch nie erschienen. Etwas Traumwandelndes lag in ihrer Haltung, etwas über der Erde Weilendes . . . . . Ueber den elfenbeinfarbnen Wangen leuchteten die Augen groß und dunkel. Der unsichere Ausdruck von früher war geschwunden, sie schienen ein Geheimnis enträtselt zu haben und blickten still und wissend vor sich.

„Ich begleite dich Lidi", sagte Albert.

Sie erschrak über seine Stimme. Ihr Geist schien fern von ihrer Umgebung geweilt zu haben.

„Wie du willst".

Dann warf sie noch ihren weißen Spitzenshawl über, und ging. Auf der Treppe blieb sie wie sinnend stehen, kehrte wieder ins Zimmer zurück und legte die Hände an die Stirne. Ein schwerer innerer Kampf, ein tiefer Seufzer — dann trat sie zum Schreibtisch, riß ein Blatt Papier aus der Mappe und schrieb etliche Worte darauf. Mit hastiger Hand — draußen ließ sich Alberts ungeduldige Stimme vernehmen — steckte sie das Blättchen in ein Kouvert, schrieb die Adresse darauf, und klingelte dem Mädchen.

„Dies sofort zur Post". Dann trat sie hinaus und ließ sich von ihrem Gatten in den Wagen heben, der mit ihr davon raste.

„Mein Gott, sind Sie schön", rief Frau von Fialowska ihr entgegen, „und sind Sie gut! Man hat vormittags Ihre Noten gebracht, ein Zeichen für mich, daß Sie meinen Wunsch erfüllen würden. Frau Lidwina Thorn", fügte sie leicht hinzu, und auf eine Dame neben sich deutend: „Baronin Lescaut".

Eine alte hagere Frau mit verschrumpften Zügen und einem Ausdruck unsäglichen Hochmuts im Gesicht musterte Lidwina mit neugierigen Augen. Die Gräfin hatte ihr einen ganzen Roman über die junge Frau erzählt.

„In der That, eine aparte Erscheinung“, flüsterte sie Frau von Fialowska zu. Diese hatte heute wieder große „Toilette“ gemacht und sah einem Leichnam, dem man Parade angelegt hat, nicht unähnlich. Nach etlichen Phrasen zwischen Lidwina und der Baronin klingelte die Gräfin nach dem Thee. Der Diener reichte die Platte umher, der Lidwina mit schwankender Hand ein Täßchen entnahm.

Sie mußte immerfort nach der Thür des Nebenzimmers blicken. Ob mit Angst oder Ungeduld war schwer zu erkennen. Diese Thür führte ins Musikzimmer. Nach einer Konversation von stark alltäglichem Inhalt fragte Frau von Fialowska, ob drinnen alles in Ordnung sei. Die Gesprächslust der beiden Damen war mit Lidwinens Eintritt erlahmt. Als ob ein kalter Luftzug plötzlich hereingedrungen wäre .... Der Diener bejahte die Frage der Gräfin. „Dann allons, herein!“ rief sie, in die Hände klatschend.

Man öffnete die Flügelthüren des anstoßenden Salons. Flimmernder Lichtglanz quoll heraus. Der ganz in Rokoko gehaltene Saal mit seinen weißen Brokattapeten, seinen weißen mit Goldleisten verzierten Möbeln machte einen imponierenden Eindruck. In der Mitte stand der herrliche Steinway. Die Gräfin ließ sich von ihrem Diener in den Saal rollen. Die Baronin folgte. Lidwina zögerte auf der Schwelle; dann trat sie langsam ein.

„Also was, was befiehlst du, liebe Freundin", wandte sich Frau von Fialowska an die alte Dame, die sich in einen Fauteuil neben ihr niedergelassen hatte.

„O bitte, ganz nach deinem Belieben". Es folgten ein paar Höflichkeitsphrasen, dann sagte Lidwina, in ihren Noten blätternd:

„Wollen wir als Eingang das Gebet der Elisabeth aus dem Tannhäuser wählen?"

Die beiden Damen stimmten lebhaft zu.

In diesem Augenblick trat mit einer tiefen Verbeugung der Klavierspieler ein, ein junger Mensch, dem man gute Begabung nachrühmte und den Lidwina der Gräfin schon lange einmal empfohlen hatte. Er setzte sich an den Flügel. Lidwina flüsterte ihm einige Wünsche zu, wie sie begleitet sein wollte. Er nickte und überflog das Notenblatt, das sie ihm hinreichte. Lidwina machte eine formelle Verbeugung gegen die beiden Damen. Die ersten Akkorde durchklangen mächtig den Saal. Die Sängerin öffnete die Lippen zum Singen, aber kein Ton kam heraus. Langsam legte sie ihr Notenblatt aufs Klavier zurück und faltete die Hände wie in heißem Gebete. Der Klavierspieler begann von neuem den Akkord anzuschlagen. Und jetzt klang es ergreifend aus ihrem Munde:

„Allmächtige Jungfrau, hör mein Flehen!
zu dir, Gepriesene, rufe ich!"

Nach der vierten Zeile wurde ihre Stimme leiser,

sie ließ mehrere Takte vorübergehen ohne einzusetzen, ihr Begleiter warf von der Seite einen schüchtern fragenden Blick auf sie und hielt inne. Aber sie faßt sich wieder.

„Mach, daß ich rein und engelgleich
eingehe in dein selig Reich“. . . . .

Die letzten Worte sind fast unhörbar; ein abermaliges Stocken; wieder eine Pause; sie beginnt aufs neue fortzufahren, doch wieder sinkt die Stimme zum Flüstern herab; noch ein Aufraffen . . . ein gequetschter wolliger Ton, ein hastiger Griff nach der Brust . . . ein dumpfer Aufschrei . . . beide Hände vor die Lippen drückend, stürzt sie hinaus . . . . .

„Jesus Maria!“ kreischt die Gräfin; man rollt sie ins Nebengemach, wo Frau von Lescaut sich über Lidwinen neigt, zwischen deren an den Mund gepreßten Fingern Blutstropfen niedersickern . . . . .

Die Dienerschaft spendete der Ohnmächtigen die erste Hilfeleistung. Dann kam der Arzt. Er brachte sie in seinem Wagen nach Hause.

Albert war abwesend. Als er heimkehrte und alles erfuhr, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Aber gleich darauf war er wieder gefaßt. So wäre es auch ohne das Singen gekommen. Und zu allem übrigen noch diese brennenden Sorgen! Ob die Gräfin so nobel war, das mißlungene Konzert zu bezahlen, oder — Sicher that sie es. Wenn sie es aber nicht that?

Die Krankenschwester, die man zu Lidwinen berufen hatte, hörte den Mann nebenan in seinem Bette sich wälzen.

Der arme Mensch, dachte sie mitleidig. Die Sorge um seine Frau quält ihn.

Am nächsten Morgen schickte die Gräfin einen ihrer Leute mit einem herrlichen weißen Fliederstrauß für Lidwina. Wie sich Frau Thorn befinde? Ob sie geschlafen habe? Was der Arzt sagt? Albert beantwortete alle Fragen in der denkbar günstigsten Weise. Als der Diener sich entfernt hatte, stürzte er auf den Strauß zu und durchwühlte ihn mit heißen Fingern. Ob sich zwischen den Blüten nicht ein kleines Kouvert befand? Es befand sich keines darunter.

Er schleuderte den Strauß in eine Ecke.

Die alte blöde Person. Was sie eigentlich dachte? Ob man umsonst seine Zeit ihr opfern sollte? Freilich, ihr Hinweis auf das Testament — O diese Weiber alle zusammen!

Er ergriff seinen Hut und eilte aus dem Hause ins Freie. Unterm Thor begegnete ihm der Arzt, der eben zu seiner Frau wollte. Er war schon gestern dagewesen.

„Aber auch den Blödsinn, zu singen, wenn man so krank ist“, hatte er ärgerlich ausgerufen. „Wie konnten Sie das zulassen?“

Dabei blickte er Thorn an.

„Mein Gott, ich dachte, es sei eine Zerstreuung für meine Frau“, meinte dieser gleichmütig, „das ewige Zubettesein macht sie auch nicht gesund“.

Jetzt eilte er an dem Doktor vorüber, froh, der Pflicht enthoben zu sein, mit ihm sprechen zu müssen.

Der Arzt warf einen Blick auf die Kranke, that als ob er sie ein wenig untersuchte, und gebot ihr Ruhe; dann ging er wieder.

Lidwina lag mit stillem friedlichen Gesichtchen zwischen ihren Kissen.

Sie glich einem Kinde, das sich draußen auf der Wiese müde gelaufen und nun froh ist, ausruhen zu dürfen. Wenn die Schwester, die an ihrem Bette saß, sie fragte, ob sie einen oder den andern Wunsch hege, schüttelte sie den Kopf. Sie war die beste Kranke.

Ab und zu erkundigten sich Bekannte, darunter auch Alberts Schwester, nach ihrem Befinden.

Dann wurde ihnen flüsternd Bescheid erteilt, und sie entfernten sich wieder mit behutsamen Schritten. So wollte es der Arzt. Wie weißes, kühlendes Linnen auf eine brennende Wunde, so wohl that diese Ruhe Lidwinen. Nun erst erkannte sie, welche Hetzjagd eigentlich ihr Leben gewesen war.

Wie das Morgen das Heute getrieben hatte, wie eine Aufregung der andern gefolgt war, ein Wunsch dem andern.

Vom kleinen bettelarmen Mädchen war sie eine Musikschülerin geworden, die sich die Flecken aus ihren Handschuhen mit Radiergummi wegputzte. Dann eine schlecht bezahlte Choristin, die sich von allen, vom Herrn Direktor an bis zum Soufleur hinab, die widerwärtigsten Zoten ins Ohr flüstern lassen mußte. Dann mühsam von Solorolle zu Solorolle weiter. Schließlich konnte die Schönheit ihrer Stimme, das Feuer ihres Spiels nicht mehr unbeachtet bleiben; eines Tages war sie eine gefeierte Sängerin. Aber das Plagen, Lernen, sich demütigen hatte deshalb nicht aufgehört.

Das Besondere ihrer Stimme bestand nicht in deren Ausgiebigkeit, sondern in einem ungewöhnlichen Wohllaut, einer Silberreinheit, die dem Kehlton eines Singvogels ähnelte.

Insgeheim hatte ihr immer wegen der mangelnden Kraft ihres Organs gebangt. Aber es war doch gegangen. Kritik und Publikum trugen sie auf Händen, bis — bis damals. — Von da an ging es rasch mit ihr als Sängerin bergab.

Aufregungen anderer Art als früher, aber heftiger als alle bis dahin erlebten, raubten ihrer Stimme den Schmelz, ihrem Spiel die Glut, den hinreißenden Schwung.

Es war gerade als hätte ihre Kraft sie bis zu diesem einen Wendepunkt ihres Lebens getragen und sie dann hingleiten lassen.

Seit sie Alberts Gattin geworden war, schien jeder äußere Segen von ihr genommen zu sein. Statt Lorbeern wurden Dornen um ihre Schläfe gewunden. In einer Dumpfheit des Wehes, die der Betäubung gleichkam, hatte sie dieses erste Jahr ihrer Ehe durchlebt, hatte sich aus einer launenhaften, vergötterten Künstlerin, aus einem in Egoismus groß gewordenen Kinde, in ein blasses, mit Füßen getretenes Weib verwandelt.

Als sie damals Albert die Werbung auf die Lippen gelegt und angenommen hatte, ahnte sie halb ihr zukünftiges Schicksal. Aber jene beständige Nötigung in sich, deren wahre Ursache ihr stets unverständlich geblieben war, rieb sie in so hohem Grade auf, daß sie, um Ruhe zu finden, sein Weib wurde. Trotz der Leiden, die sie an seiner Seite erduldet, der Schmach, mit einem Menschen seines Charakters verbunden zu sein, trotz seines Hasses gegen sie, bereute sie nicht, ihm gefolgt zu sein. Nur noch eine kleine Weile, das wußte sie jetzt — würde es dauern, bis ihr das Rätsel ihres Lebens klar würde. Viel Erkenntnis hatte sie in jüngster Zeit erlangt; die letzte kam bald. Sie war froh, daß man sie allein ließ, daß sie die dröhnende Stimme nicht mehr so oft vernahm, die sie stets erschreckt hatte. Da sich ihr Zustand nicht verschlimmerte und kein plötzliches Ereignis im Krankheitsverlaufe zu befürchten stand, wurde die bedienende Schwester wieder abgeschafft. Lidwina brauchte fast keine

Pflege. Nur ruhig liegen sollte sie. Die wenigen Dienste, deren sie bedurfte, leistete ihr das Stubenmädchen. Sie liebte es nicht, wenn jemand an ihrem Bette saß. Wenn Albert mit einem erzwungenen: „Kann ich dir etwas reichen? soll ich dir Gesellschaft leisten?" an sie herantrat, schüttelte sie leise dankend den Kopf. Und der zärtliche Gatte verließ zufrieden das Zimmer.

Als er das letzte Zwanzigmarkstück gewechselt hatte, ging er zur Gräfin. Er erzählte ihr allerlei von Lidwinen, Erlogenes und Wahres, was ihm für den Moment passend schien, wieviel kleine Wünsche sie habe, wie schwer es ihm falle sie nicht alle befriedigen zu können, und ähnliches mehr. Die Gräfin hatte ihn sofort verstanden.

Einige Stunden nach seiner Heimkunft erhielt er ein Couvert, in dem sich ein Tausendmarkschein befand.

Beinahe hätte ich meine Schuld von neulich vergessen, stand dabei. Könnte ich nur auch vergessen, die arme Frau genötigt zu haben, andern Menschen Freude zu machen, die sie nun so schwer bezahlen mußte.

Tausend Mark. Es war nicht viel, aber für den Augenblick genügend. Albert suchte eine Weinstube auf und trank mehrere Flaschen alten Burgunder, um sich zu stärken. Er hatte ja in der letzten Zeit ein wahres Hundeleben geführt, wie er sich eingestand.

Lidwina, die sich wohl genug fühlte, um den Bleistift führen zu können, schrieb der Gräfin einige Zeilen.

Albert habe ihr die Uebersendung der Geldnote mitgeteilt. Wofür denn dies Geld eigentlich wäre?

Für den Schrecken, den sie der armen Frau verursacht habe? O wissen Sie, schrieb sie weiter, ich bin recht leichtsinnig neulich gewesen. Denn, soll ich es Ihnen sagen? ich wußte genau voraus, was mir passieren würde. Aber Sie und Albert glaubten mir nie, wie krank ich sei. Nun geht es mir freilich gut. Ich liege in einem schneeweißen Bette und vor meinem offenen Fenster singen die Vögel.

Ab und zu schleicht mein Mädchen durchs Zimmer, ob ich etwas wünsche. Aber ich wünsche — doch, ich wünsche noch etwas, sogar zweierlei noch. So unruhig ist das menschliche Herz. Sogar noch auf dem Sterbebette hört es nicht auf, Wünsche zu haben.

Denn daß ich bald sterben muß, darin irre ich mich nicht. Vor einigen Wochen, als es noch nicht so gefährlich mit mir stand, fürchtete ich noch heftig den Tod. Nun er mir näher und näher kommt, erkenne ich die Mildheit seiner Züge und scheue mich nicht mehr, ihm die Hand zu geben. O Frau Gräfin, zittern auch Sie nicht, wenn einstens der stille Mann Ihre Schwelle betritt.

Wenn man viel gelitten hat, und ich that das in letzter Zeit, — dann kommt etwas so Freudiges bei seinem Nahen über einen. Er nimmt das Leid fort und man drückt ihm dafür schnell das kleine zuckende Herz in

die Hand, und beide Teile sind zufrieden. Und Sie haben ja auch gelitten, nicht wahr, Frau Gräfin? Und wir werden beide in glänzenden Kleidern ihn erwarten, denn wir haben viel geweint. Wissen Sie denn nicht, daß jede Thräne, die niederrollt, eine kleine glänzende Perle bildet? Und viele solcher Perlen geben ein ganzes leuchtendes Kleid. Nun aber werde ich müde und will aufhören. Nicht wahr, Sie sind nicht traurig, weil ich nicht mehr zu Ihnen kommen kann? O seien Sie es nicht, es wird ja alles so schön .....

Lidi.

Als die Gräfin die unsichern Schriftzüge durchflogen hatte, ließ sie das Blatt in den Schooß sinken und starrte vor sich hin. Und plötzlich tropfte es heiß aus ihren Augen .... Warum ist dies nicht mein Kind? dies arme arme Vöglein, das ein Elender zwischen seinen habgierigen Fingern erdrückt hat.

Wie sie noch an mich denkt, und mich zu trösten versucht, sie, die selbst trostlos sein könnte. Wie habe ich diese Frau bitten können, zu singen? Sie war so todesbleich in der letzten Zeit und an jenem Abend. Armes Kind! Könnte ich sie doch einmal noch sehen!

Aber wenn Lidwina nicht mehr ausgehen durfte? sie würde das Zimmer nicht verlassen können. Ihr Leib war in den letzten Tagen zu einer unförmigen Masse geworden, die nur durch künstliche Mittel noch zur Ath-

mung gebracht werden konnte. In der immer sich steigernden Unbehaglichkeit und Erstickungsgefahr hatte sie endlich ihrem Arzt die Erlaubnis zu einer Operation erteilt. Wenn sie gut vollführt würde, und Genesung einträte!

Die Beine blieben ja gelähmt, aber was war dies im Vergleich zu dem entsetzlichen Alp, den sie auf sich lasten fühlte.

Wenn sie von ihrer häßlichen Krankheit gesundete! dann würde sie Lidwina mit sich nehmen und mit ihr nach dem Süden reisen. In der goldnen sizilianischen Luft, am Gestade des blauen Meeres, unter hochwipfeligen Pinien würde die junge Frau sicher genesen. Und wie würde sie ihre Gönnerin und Freundin zärtlich lieben, wenn sie in ihr die Retterin ihrer Gesundheit erblickte! Die alte einsame Frau legte die Hände vor das Gesicht.

Jetzt erkannte sie, was ihr all ihr Lebtag fehlte: daß niemand nach ihrer Liebe verlangt hatte, selbst nicht ihr Gatte, ihr Sohn, die beide ihr im Tode längst vorangegangen waren. Man verehrte ihren Geist, ihre Schönheit, aber keiner hatte sich an ihre Brust geschmiegt und gefordert: Du, sei mir etwas, sei mir viel, alles! . . . .

Nun trat jemand zu ihr, der ohne Worte sagte: wie ich deiner bedürfte, wenn du wolltest! . . . . . Und ob sie wollte! Nur erst genesen, genesen!

Während die Gräfin mit ihrem Arzt den Tag der

Operation besprach und alles dazu ordnen ließ, fiel Lidwina von Stunde zu Stunde in tiefere Erschöpfung. Sie fühlte sich wohl in diesem Wiegen und Schwanken um sie her. Es war das Fieber, das sie auf langen flatternden Schleiern dahintrug, hoch über der Wirklichkeit, aber doch nicht hoch genug, um sie diese vergessen, aus dem Gesicht verlieren zu lassen. Die Blutäderchen, die sie ein leiser Reiz in der Lunge aushusten machte, schreckten sie nicht mehr. Die Gleichgiltigkeit des Schwerkranken hatte sie gegen alle Besorgnis abgestumpft. Zufrieden blickte sie aus ihren weißen Kissen hervor. Nur manchmal hob ein tiefer sehnender Seufzer ihre Brust. Manchmal nur, dann faltete sie die durchsichtigen Hände, als betete sie um etwas ..... Albert, dem ihre Krankheit unbegreiflich war, fragte einmal den Arzt:

„Sagen Sie, was eigentlich fehlt meiner Frau. Hat sie die Tuberkulose?" Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Keine Spur davon".

„Lungenschwindsucht also?"

„Auch nicht".

„Aber um Himmelswillen, umsonst behandeln Sie sie doch nicht?"

Der Mediziner zuckte die Achseln.

„Es giebt Krankheiten, denen man keinen bezeichnenden Namen geben kann. Sie wissen, die Lunge ist nichts weiter, als ein mit Blutäderchen gefüllter Schwamm; nun

stellen Sie sich vor, diese Aederchen, oder sagen wir deutlicher, der Schwamm schwitzt Blut, was er nicht sollte. Da haben Sie die Krankheit Ihrer Frau. Ihre Lunge leidet an großer Schwäche, an Marasmus, nennen können Sie's ja mit irgend einem Namen, Lungenodem oder so, aber das bezeichnet nicht das richtige; das richtige ist, Ihre Frau erliegt einer Erschöpfung, ihre Körperkräfte versagen den Dienst, eine allgemeine Auflösung wird eintreten".

Wenn Albert nach solchen Unterredungen mit dem Arzt an ihr Bett trat und sie betrachtete, und sie seine große, kraftstrotzende Gestalt mit den blühenden Wangen vor sich stehen sah, ergriff sie etwas wie ein leises Bedauern, daß sie nicht ebenso groß, so gesund, so kräftig sein durfte. Aber gleich schwand diese Regung wieder. Sie mußte sterben, und er lebte weiter, aber nur für etliche Zeit, denn einmal mußte ja auch er sterben. Manchmal freute sie sich dieser Vorstellung ..... Es waren noch allerlei Schlacken in ihr, manches kindische aus früheren Zeiten, aber es wurde immer weniger.

Eines Abends öffnete sich vorsichtig die Thür, man hatte noch kein Licht bei Lidwinen angezündet, und eine Frauengestalt kam herein auf ihr Bett zu und kniete neben demselben nieder. Es war ein Gesicht mit scharfgeschnittenen Zügen, üppigem Grauhaar um die schroffgebildete Stirne, unter der zwei dunkle Augen hervorleuchteten.

„Sie haben mich gerufen", sagte eine milde Stimme.

„Fräulein Antonie!" Lidwina breitete die Arme aus.

„Keine Aufregung, und auch kein ‚Fräulein'", sagte die noch immer Kniende, „und erlaube, daß ich dir du sage, ebenso wie du mir sagen sollst".

„Steh doch auf", lispelte die Kranke, „und setze dich dort" — — sie deutete nach einem Sessel neben ihrem Bette. Und dann vermochte sie nicht weiter zu reden; die heftige innere Bewegung erstickte ihre Stimme.

„Nein, ich will knien bleiben", sagte das alte Mädchen, „ich habe dir sehr viel abzubitten, Lidwina. Vielleicht lägest du heute nicht hier, wenn ich damals nicht so heftig gewesen wäre .... vielleicht lebte deine Mutter noch ... ich habe dir sehr viel abzubitten, Lidwina ..... Wir sehen uns heute zum erstenmal in unserm Leben, aber trotzdem bist du mir keine Fremde, denn ich habe mich innerlich viel mit dir beschäftigt".

„Wie edel, daß du gekommen bist, du, die ich einstmals —"

„Ach du Kind!" Antoniens Hände glitten kosend über die Schläfe der Kranken. „Du Kind, laß das: einstens. Wir waren beide damals Thörinnen. Ich habe erst im letzten Jahr, durch den Frieden meiner Umgebung zum Nachdenken gebracht, die Bitterkeit abgelegt, die ein einsames Alter und eine einsame Zukunft in uns erzeugt. Wir sind weiser geworden, nicht wahr? Des einen muß ich

mich vor dir anklagen, das du nicht kennst, es war nämlich auch höchst engherzig von mir. Du teiltest mir den Tod deiner Mutter mit, ich eilte hierher und erfuhr, daß sie im Spital gestorben wäre". Lidwinens Lippen zuckten wehmütig. — „Gräme dich deshalb nicht Schatz. Damals war deine Erkenntnis nicht weiter, also ist deine Handlung weniger strafbar, als sie dir erscheint. Ich ging nach dem Spital und redete mit der Schwester, die deine Mutter gepflegt hat.

Sie erzählte mir allerlei von dir, daß du dich nicht hineingewagt hättest bei ihrem Sterben und — pst, Lidwina, ich gehe fort, wenn du zu weinen beginnst. Horch liebes Kind, ich war viel kleiner als du. Statt zu dir zu eilen und an dein Herz zu pochen und dich mit Liebe zur Liebe zu führen, stürmte ich in thörichter Entrüstung über dich fort.

Deine Zeilen von neulich: Ich bin schwerkrank, versagen Sie mir Ihre Nähe nicht; ich besitze niemanden auf der Welt . . . . ergriffen mich aufs tiefste. Was muß die gelitten haben, bis sie so sprechen gelernt hat, riefs in mir. Ich eilte hierher um gut zu machen, was ich im Irrtum verbrochen hatte. Reden wir nicht mehr von der Vergangenheit und hoffen wir auf die Zukunft, gelt ja?"

Antonie drückte einen herzlichen Kuß auf Lidwinens Augen.

„Also Sie — du hast wirklich die paar Worte erhalten, die ich damals schrieb. Ich wagte eigentlich nicht zu hoffen, daß sie in deine Hände gelangten".

„Warum denn nicht, Lidwinchen? Mein Bankier in Wien ist stets von meiner Adresse unterrichtet. Das wußtest du doch noch von deiner Mutter her. Ich wohne jetzt bei Görz in einer paradiesischen Gegend. Aber morgen wollen wir einander viel viel erzählen. Heute verlaß ich dich lieber, gelt, sonst wirst du mir zu aufgeregt, und kannst die Nacht nicht schlafen".

„O ich bin gar nicht aufgeregt", sagte Lidwina. Währenddessen rann Thräne um Thräne unter ihren schweren Augenlidern herab.

„Ich bin so glücklich, so glücklich", hauchte sie immer von neuem.

Antonie schmiegte ihr Gesicht an das der Kranken.

„Siehst du, ich hab's auch nicht gut gehabt im Leben. Mit zweiundzwanzig Jahren kam ich zu einem Onkel nach Columbia, dem ich die Wirtschaft führen sollte. Er war damals nicht mehr jung und sehr kränklich. Ich war arm und mußte froh sein, im Hause eines Anverwandten Versorgung zu finden. Man tröstete mich damit, daß der Onkel bald sterbe und ich dann seine Erbin würde. Auf solche Aussichten spekulierte ich nicht. Ich pflegte ihn so gut ich vermochte. Er hat noch achtundzwanzig Jahre gelebt. Eines Tages stand ich frei

und ein nicht unbedeutendes Vermögen in den Händen auf einem Dampfer, der nach Europa abging. Die Welt erschien mir wie ein großes flammendes Herz voll Glück und Liebe. Luft und Meer dünkte mir erfüllt von Verheißungen, von Licht, von Glanz, der meine Augen und Lippen in langen Küssen berauschte. Eine selige Zukunft schien sich vor mir aufzuthun. O ich hoffte so viel Schönes, Herrliches .... da sagte jemand auf mich deutend zu seinem Nachbar: ‚Du sag doch der Alten, sie soll nicht so ins Wasser starren, sie kriegt sonst die Seekrankheit.‘ Ich hörte die Worte, und plötzlich war mir, als sänke ein dunkler Vorhang über die Welt, als sei die Sonne erloschen .....

Die Alte!

Ja ich war die ‚Alte‘ geworden, das hatte ich ganz vergessen. Aus wars mit den Hoffnungen meines thörichten Herzens, aus! Später machte ich noch einige sehr widerwärtige Erfahrungen. Trotzdem ich die ‚Alte‘ war, näherten sich mir Männer in ‚ehrbarer Absicht‘. Sie wollten mir für ein gewisses Einkommen ihren Namen verkaufen .... Du kannst dir die Bitterkeit vorstellen, die mich ergriff. Außerdem hatte ich noch mit andern Betrügereien zu kämpfen. Eine alleinstehende Frau dient ja allen Unehrlichen als Zielscheibe ihrer Bestrebungen. Ueberall, wo ich mich nahte, trat mir der krasseste Egoismus entgegen. Ich wurde immer verbitterter, härter .... da kam ich

zu deiner Mutter. Ich sah, wie sie schwach war, wie dein jugendlicher Egoismus sie langsam verschlang. Hier war wieder nichts für mich. Ich ging nach Wien. Dort habe ich Frau von Fialowska kennen gelernt. Ihre herzlose Wohlthätigkeitssucht stieß mich bald ab. In Wien, der Stadt der Breimenschen und der künstlich erzeugten Gefühlswärme, wurde es mir unerträglich. Ich floh in die Obstbaumwildnis der illirischen Küste, und sperrte mich in meine Einsamkeit ein. Dort hat mich dein Brief geweckt, Kind".

Antonie beugte sich zärtlich über Lidwina. Die Kranke war eingeschlafen. Lange ruhten die Augen des alten Fräuleins auf dem weißen Gesichtchen. Dann verließ sie behutsam das Zimmer.



Am andern Tage lernte Antonie Albert kennen. Sie hatte nur einen Blick auf ihn geworfen, um sich sofort in seiner Individualität zurecht zu finden. Lidwina, die sich vor Freude über die Anwesenheit der Freundin ihrer Mutter wohler fühlte, saß in ihrem Bette und erzählte Antonien allerlei. Als sie über Albert sprechen wollte, machte Fräulein Stifting eine abwehrende Handbewegung.

„Rede mir nichts von ihm, ich kenne ihn. Er hat dich verschlungen; vielleicht —“

Die junge Frau nickte mit schwachem Lächeln.

„Weißt du, was ich sagen wollte?“

„Daß es notwendig für mich war, verschlungen zu werden“.

„In der That, das wollte ich sagen“, bestätigte Fräulein Stifting, Lidwinen mit ihren leuchtenden Augen ansehend, „dein Geist ist merkwürdig klar“.

„Ist das ein Zeichen von etwas — Nahendem?" fragte Lidwina in erwachender Aengstlichkeit.

Antonie beruhigte sie mit einigen liebreichen Worten. Dann sagte Lidwina, sich plötzlich erinnernd:

„Und zur Gräfin, zur Gräfin gehst du auch; die arme Frau leidet entsetzlich und ist so einsam".

Antonie versprach es. Sie plauderte noch ein Weilchen, bis die aufbrennenden roten Flecken auf Lidwinens Wangen sie erinnerten, das Gespräch mit der Kranken abzubrechen.

„Ich gehe nun, mein Wort einzulösen", sagte sie, sich erhebend, „wenn Frau von Fialowska mir etwas Besonderes an dich auszurichten giebt, komm ich noch heute hierher".

Lidwina sah der schlanken dunklen Gestalt nach, als sie sich entfernte. Sie ist engelsgut, dachte die junge Frau. Wie leicht wird mir nun das Leben, nur noch eins, eins .... dann .... ihre Gedanken verwirrten sich. Eben hatte sie noch etwas gewünscht, nun auf einmal erschien ihr alles um sie her zu winzigen Pünktchen zusammenzukriechen, ganz winzigen Pünktchen, die in glasigen Farben schimmerten.

Und sie erblickte zwischen etlichen Brettlein, mit allerlei Säckchen und Tüchelchen bedeckt, ein kleines zuckendes Tüpfelchen. Das bin ich, lachte es in ihr, und über dieses Lachen erwachte sie.

Ihre Augen gingen suchend umher, die Gegenstände ringsherum hatten wieder ihre normale Größe erlangt, aber doch sah alles wie aus einer Puppenschachtel genommen, steif und kindisch aus. So überaus kindisch. Und Lidwina sann: was ist dies eigentlich? Bin ich eine Puppe geworden, oder sind diese Sachen Puppensachen, und ich habe mich hierher verirrt? Aber von wo her? Während sie sich bemühte nachzudenken, vernahm sie neben sich eine Stimme:

„Das Fieber ist bedeutend gestiegen. Lassen Sie ihr Eisumschläge auf den Kopf machen."

Sie hörte, wie sich jemand aus dem Zimmer entfernte. Aber zugleich fühlte sie auch einen sanften Atem auf ihrer Wange. Sie schlug gewaltsam die niedergesunknen Lider auf.

„Agnes du! nein, du bist ja . . . . ."

„Antonie, nicht wahr, liebste Lidwina. Bleib hübsch ruhig liegen, Schatz, ich setze mich zu dir. So . . . und nun viele viele Grüße von der Gräfin". —

„Aha", machte Lidwina mit einem Kinderlächeln, „die Gräfin, o die — ich weiß schon. Gehts ihr gut?"

„O nein, noch nicht ganz gut, aber wir wollen das Beste für sie hoffen".

„Wollte sie sich nicht operieren lassen?" fragte Lidwina, plötzlich zur Klarheit erwacht.

„Ja . . . aber sie hat's wieder verschoben".

Antonie wagte nicht zu erzählen, in welch entsetzlichem Zustand sie die unglückliche Frau getroffen hatte.

„Sie nannte mich immer Vöglein, aber seit sie sich den großen Hund aus England kommen ließ, fürchte ich mich vor ihr", lächelte Lidwina.

Fräulein Stifting beugte sich erschreckt über sie. Sie phantasierte wieder.

„Ich wußte wohl, warum ich das weiße Kleid anzog? Es war eigentlich kein Kleid, es waren nur lose verknüpfte Wollfäden. Es giebt gar keine Kleider, nicht wahr, Antonie? Es giebt nur Schleier . . . ach!" . . . sie brach in ein leises Lachen aus. Ihre Augen wanderten unstät durchs Zimmer.

„Du liebes Kind", sagte Antonie ergriffen, „ich verlasse dich jetzt, denn du sollst ruhig sein. Man legt dir später Eis auf den armen Kopf, das wird ihm gut thun; dann schläfst du sanft ein und morgen früh sehen wir uns wieder, ja?"

Lidwina blickte sie verständnislos an. Fräulein Stifting entfernte sich leise von ihrem Lager und wollte hinausgehen. Bei der Thüre wandte sie sich noch einmal zurück.

Lidwina hatte sich, beide Arme nach ihr ausstreckend, im Bette aufgerichtet.

„Lidwina", rief Antonie, und eilte zurück, „was, was denn Kind, möchtest du etwas? Sag! aber du weinst ja, warum weinst du denn?"

Das Köpfchen der Kranken schmiegte sich an Antoniens Schulter.

„Ich möchte ja nichts. Nicht wahr, ich muß sterben?"

„Gewiß einmal, alle müssen wir dies. Aber was denn? Hast du einen Wunsch, Schatz?"

Lidwina nickte.

„Ich möchte so gerne" ..... ein heißes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Antonie erfaßte erschreckt ihre beiden Hände.

„Aber Lidwina, du sollst nicht so weinen, du wirst schwer krank; sag doch, was du möchtest, ich thu dir alles Kind".

„Ja? thätest du's? aber du wirst es nicht können".

„Wenn es überhaupt ausführbar ist, thue ich's".

„Ich möchte so gerne den Eduard sehen, bevor ich — sterbe", setzte sie kaum hörbar hinzu.

Antonie sah sie zärtlich an. „Der Eduard, wer ist das?"

„Der Doktor Molenar. Er war mir so gut und ich ihm auch. Aber seit ich verheiratet bin" —

„Ja, ja, red nicht so viel, ich versteh alles — sag mir nur, ob du weißt, wo er wohnt".

„Er arbeitete zuletzt hier auf der Kanzlei von Doktor Collins, mehr weiß ich nicht".

„Nun, das genügt ja", entgegnete Antonie, sich besinnend, „dort werde ich schon von ihm erfahren".

„Ja, ja? Wirst du mir ihn bringen? Wird er kommen? Wird er —"

„Alles, alles, nur Ruhe, gute Nacht, gute Nacht".

Antonie entfernte sich rasch.

Draußen fiel ihr ein, welche schwere Verantwortung sie auf ihre Schultern geladen hatte.

„Ist Herr Thorn zu Hause?" fragte sie das Mädchen, das ihr aufschloß

„Nein, er ist speisen gegangen".

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo er es zu thun pflegt?"

Die Dienerin nickte.

„Bis jetzt speist der Herr meist im Hotel Elefant gleich hier nebenan zu Nacht. Seit Frau Thorn nämlich krank ist", fügte sie wie zur Entschuldigung hinzu.

„Würden Sie mir ihn sofort holen, ich habe mit ihm notwendig zu sprechen," sagte Fräulein Stifting.

Das Stubenmädchen fühlte ein Silberstück in ihre Hand gleiten und machte sich sofort auf dem Weg. Antonie trat indessen in den öden Salon ein, wo eine einsame Gasflamme brannte, und versank in Gedanken. Das zweite Mädchen sah ab und zu nach der Kranken und versorgte sie mit Eis. Nicht lange währte es, da drehte sich der Schlüssel der Korridorthür und Thorn erschien.

„Gnädiges Fräulein", sagte er, in den Salon tretend.

„Nur drei Worte“, flüsterte Antonie rasch. „Ihre Frau, Sie sind wohl in keiner Täuschung mehr befangen, daß Sie eine Sterbende da drinnen haben“, sie deutete nach dem Krankenzimmer, „nun, Ihre Frau wünscht einen Doktor Molenar zu sehen. Kennen Sie den Mann, und sind Sie einverstanden, wenn er Lidwina besucht?“

Albert kaute an seinem Schnurrbart. Um seine Lippen spielte ein leises Lächeln.

„Einverstanden? Es ist ein alter — Freund meiner Gattin. Einverstanden bin ich zwar nicht, aber was thut man nicht alles für die Frau, die man liebt. Wenn sie seine Anwesenheit wünscht — einer Sterbenden Wunsch ist heilig, meinetwegen soll er kommen“.

Antonie empörte die Herzenskälte, die aus Thorns Worten sprach; die Phrasen flossen ihm so geläufig von den Lippen; man sah, wie sein Interesse weit weg war.

„Also ich kann den Herrn herbringen?“ versetzte sie kurz.

„Bitte, wenn Sie seine Adresse erfahren, ich kann sie Ihnen nicht angeben, da —“

„O die erfahre ich schon, die erfahre ich schon“, sagte Antonie, sich mit einer flüchtigen Verbeugung empfehlend, und eilte fort. Die ganze Art dieses Mannes, das aufdringliche Parfum, das seine Kleider aus-

strömten, seine kühl lächelnde Miene, erfüllte sie mit Abscheu.

Mit dem Heroismus, der, wenn es gilt, andern Gutes zu thun, oft an alten Mädchen zu finden ist, begab sich Antonie an ihr übernommenes Werk.



Drei Tage waren vergangen. Der Arzt kam öfter als sonst, um nach Lidwinen zu sehen.

Auf seine Anordnung war wieder eine Krankenschwester gekommen, die der jungen Frau von Zeit zu Zeit Aether- und Morphiumeinspritzungen machte. Die Kranke war sehr unruhig. Unablässig hafteten ihre Blicke auf der Thür, als erwarteten sie etwas. Wenn sie anscheinend in tiefstem Schlafe lag, öffneten sich ihre Augen plötzlich und schweiften wie suchend im Zimmer umher.

Albert, der jüngst beim Anblick ihres Gesichtchens, das sich von Tag zu Tag verkleinerte, in Thränen ausgebrochen war, mied es mit der Zeit, das Krankenzimmer zu betreten.

„Wenn etwas . . . . sich ereignen sollte . . . . Sie verstehen mich“, sagte er stotternd zur Wärterin, „holen Sie mich“.

Sie nickte. Sie würde schon allein mit der Dame fertig.

Es waren lange seltsam verschleierte Stunden, in denen Lidwina zwischen Wachen und Schlafen das Land ihrer Vergangenheit, das nun schon ein Traumland für sie war, noch einmal durchwanderte. Viel Schatten, hie und da ein sonniger Fleck, hie und da eine Gruppe blühender Rosen, aber hinter dem Land tauchten die blassen Umrisse eines Andern auf, einer andern Vergangenheit, die sie in einem früheren Leben erlebt hatte. Und hinter diesem wieder eine, und so fort bis in eine ungeheure blaue geheimnisvolle Ewigkeit hinein. Und alle Gestalten, in denen die Frauenseele verkörpert war, sah sie für einen Augenblick auftauchen, gleichsam aufleuchten aus den Schatten der Jahrtausende. Und dann brach wieder die Wirklichkeit, die Gegenwart durch, und der eben in reinem Schauen stehende Geist sog wie die Biene aus der Blüte seine Erfahrung aus dem Erlebten.

Und Lidwina löste das Geheimnis des Künstlers, der ja niemals Gestalten schildern und zum Leben erwecken kann, in die er nicht selbst einmal verkörpert war, die nicht Fleisch seines Fleisches, Mark seines Markes waren.

Sie sah sich als junge Königin in einem wundersamen Reiche, wo hohe Säulengänge zu ihrer Burg führten, darinnen sie, eine Lilie in der Hand, thronte.

Sie sah sich in schneeige Gewänder gehüllt in einem uralten Tempel knien und ein Feuer schüren, in das Greise in goldenen Mänteln heiliges Oel und den Balsam

junger Lotosblüten schütteten. Und wieder erblickte sie sich als Lasten tragende Sklavin, müd, hungrig, von Schweiß und Staub bedeckt, und hinter ihr den Dornenstab schwingend einen schwarzen Herkules, der sie schlug, so oft sie zusammenzubrechen drohte. Und dann sah sie sich mit verklärtem Gesichte in einem Riesenraum stehen, darinnen es von heiß gewordener Schminke und sterbenden Rosen roch. Und in der Mitte desselben saß ein Jüngling mit einem goldnen Reifen um die schmale Stirn, und seine von Krankheit und Wollust verzerrten Lippen lächelten, und er hob die Wimpern . . . . . . Sie fühlte vier brüllende Tiger auf sich zuspringen und die krallenden Tatzen ihr in die Brust drücken. Sie sah noch viel . . . . eine Wiege, darüber sie sich zärtlich beugte, um ein winziges Wesen in Schlaf zu singen, eine Einsamkeit, in der sie weilte und mit langem Goldhaar sich die Augen trocknete . . . noch viel buntes farbiges Leben, in dem sie auf- und niedertauchte . . . . Schatten und Dunkel, und wenn das eine kam, verschwand das andere wieder; eins aber blieb sich immer gleich: ein Lichtkern, der den Mittelpunkt bildete, um den sich der jedesmal neu erstehende Körper wie eine schützende Mauer erhob, ein Lichtkern, der bald heller, bald trüber zu leuchten schien, je nach der Form seiner Umfriedung. Er selbst blieb unbewegt in all diesen Auferstehungen und Untergängen, er war das, was sich jetzt betrachtete . . . . . . Er sah sich in den letzten

Erwachungen immer heller und heller geworden, die Mauer um ihn immer morscher. In diesem Leben war es eine von Stunde zu Stunde zerbröckelnde Wand, die nur eines kräftigen Stoßes bedurfte, um niederzustürzen und die Flamme aufflattern zu lassen zu ihrem urewigen Flammenherd.

Und Lidwina sah eine Gestalt emportauchen, die ihr bekannt und doch fremd war, und die Hände aufheben zum Stoß ..... Sie fühlte ein Sausen um sich, ein flammendes Flügelentfalten und klammerte sich mit ängstlichen Fingern an die Bettdecke. Und der Todesstoß ward vollzogen. Der Geist, das erlöste Licht, stand ruhig in weißer Festlichkeit da, bereit in seine Herrlichkeit zu kehren ..... In einem solchen Augenblicke, da das Herz zögerte, weiter zu schlagen, neigte sich ein stilles Antlitz auf sie. Sie zuckte zusammen und erwachte. Der rote Glanz der untergehenden Sonne lag über dem Gemach, als brannte es in überirdischen Farben. Das schmale Bett glich einem goldnen Lager, darauf eine weiße Blüte niedergesunken war. „Wo bin ich denn?" hauchte die Sterbende um sich her sehend, „das verrinnt ja alles, das schaukelt und flirrt ....." und plötzlich fanden die schon halb gebrochenen Augen einen festen Punkt. Ein Kinderlächeln umspielte die weißen Lippen, und die Hand versuchte sich auszustrecken.

„Eduard! Setzt mich doch auf!" .....

„Eduard!"

Das alte Fräulein winkte der Wärterin und entfernte sich mit dieser.

Die Beiden waren allein.

Er bewegte die Lippen, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Stumm drückte er sein Gesicht auf ihre wachsbleichen Hände.

„Bist du mir gut?" Ihre Finger ruhten in seinem Haar wie kühle Lilienblätter. „Du jetzt .... ich bin so froh .... lauter Frühling .... bist du auch tot?" ....

„Nein, ich lebe", flüsterte er, das Antlitz zu ihr erhebend, „ich lebe, um dir sagen zu können, daß ich dich sehr lieb habe und —" er vermochte nicht weiter zu sprechen.

Seine heiße Bewegung zog sie aus ihren Himmeln der Ruhe herab ..... sie begann wieder zu fühlen, in der alten Form sich zurecht zu suchen.

„Ich habe dich auch immer lieb gehabt, Eduard", lispelte sie, „aber ....."

„Ich weiß alles Lidwina", sagte er, ihr leise wie einem Kind die Wangen streichend, „ich ahnte alles; deshalb ließ ich dich schalten wie du mußtest".

Sie bewegte nickend das Haupt. „Immer das Warum, das Warum in mir ....."

Er umschlang ihre zarte Gestalt.

„Es war so nötig, wie es kam, Lidwina. Das wußte

dein Geist und deshalb zog er dich mit so mächtiger Gewalt zu ihm. Ich hätte nie die Kraft besessen, dich zu zerbrechen, trotzdem ich sah, daß, so wie du warst, du dir niemals den Frieden erwerben würdest. Ich mußte es geschehen lassen", — er stockte und biß die Zähne zusammen unter der Wucht der wehevollen Erinnerung, „daß du langsam getötet wurdest; ich band mir die Hände, weil ich dich grenzenlos liebte und über mehr als die paar Lebensjahre hinaus sah ..... Ich hätte dich nicht zu ändern vermocht" .....

In diesem Augenblick wurde die Thür heftig aufgerissen und Thorn trat herein.

„Soeben", sagte er keuchend, mit hochrotem Gesicht und lauten Schritten zu Lidwinens Bett tretend, „habe ich erfahren, daß Gräfin Fialowska gestorben ist. Doktor Collins, den ich dort traf, vertraute mir an, daß sie testamentarisch ihr ganzes Vermögen — dir vermacht hat. Nun heißt's gesund werden —"

„Aber Thorn", flüsterte Molenar, krampfhaft Alberts Hand ergreifend, „sehen Sie denn nicht, Ihre Frau ist sterbend, verschonen Sie sie doch mit solchen Dingen ....."

Lidwina bemerkte die Bewegung Eduards; sie wandte langsam das Haupt nach Thorn und sah ihn an.

„Treten Sie zu ihr, sie wünscht etwas von Ihnen", flüsterte Eduard.

Thorn beugte sich über sie.

„Gieb mir Papier", hauchte sie kaum hörbar, „und Tinte, und führ mir die Hand. Ich will aufschreiben, daß alles dir gehören soll" . . . . .

„Zur Giltigkeit eines Testaments sind fünf Zeugen erforderlich", rief Thorn, seine Aufregung kaum bemeisternd, „ich will sie holen".

Er eilte aus dem Zimmer und kehrte mit Antonien, der Wärterin und den beiden Mädchen zurück. Das alte Fräulein wechselte mit Molenar einen schnellen Blick. Man reichte ihm das Papier zur Unterschrift.

„Geben Sie sie, geben Sie sie", flüsterte Antonie, seine zögernde Bewegung bemerkend. Lidwinens Hand hatte sich von Albert führen lassen. Daß sie, Lidwina Thorn, geborne Ackermann, alle ihre liegende Habe, sowie das ihr von Frau von Fialowska testamentarisch zugesicherte Vermögen ihrem Gatten Albert Thorn hinterlassen wolle, gebe sie hiermit kund im Beisein der unten angeführten Zeugen.

„Nun aber, wenn ich bitten darf, belästigen Sie meine Kranke nicht weiter", sagte die Wärterin energisch. „Sie, Fräulein Stifting, können bleiben; aber auch Sie, Herr Doktor, möchte ich bitten, für heute Ihren Besuch genug sein zu lassen".

Eduard nickte zustimmend, warf einen stummen Blick auf die Kranke, die wieder entschlummert war, und begab sich, die beiden zurückbleibenden Frauen grüßend, hinaus.

Thorn, das tintenfeuchte Papier in den Händen, folgte ihm.

„Wollen Sie nicht einen Moment bei mir eintreten", sagte er, „wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Wo wohnen Sie eigentlich?"

„In einem oberbaierischen Dorfe", antwortete der Doktor, im Korridor seinen Rock hastig umwerfend und sich zum Gehen schickend.

„Immer der alte Romantiker geblieben".

„Gute Nacht", sagte Molenar kurz und entfernte sich.

Lidwina war aus dem Schlummer, der sie vorhin plötzlich befiel, noch nicht erwacht. Sie atmete kaum.

„Sie erwacht, sie erwacht, seien Sie nur ruhig", sagte die Wärterin zu Antonien, die mit besorgten Blicken die Kranke betrachtete.

„Darf ich später noch einmal vorsprechen?"

„Lieber morgen früh, wenn ich bitten dürfte. Ich möchte gern, daß es bald recht ruhig um sie wird", meinte die Schwester. Antonie entfernte sich.

Sie begab sich auf den Bahnhof und fuhr bis zur nächsten Station. Dort ging sie nach der Straße, in der eine Flucht offen stehender Fenster, aus denen eine seltsame Beleuchtung drang, den Vorbeigehenden erzählte, was hier oben geschehen war. Auf ihr Klingeln öffnete man ihr. Die Gräfin läge bereits im Sarge, berichtete der Diener.

Der Arzt hätte es so befohlen. Morgen früh würde sie nach Mailand zur Verbrennung überführt.

Antonie ging wieder hinab. Als sie zum letzten mal hier oben war, hatte Frau von Fialowska bereits begriffen, daß ihr Ende gekommen war. Sie konnte nur mit Mühe mehr sprechen, ein erneuter Schlaganfall hatte ihren Körper gelähmt. Nun war es zu spät zu der geplanten Operation. Ihr Arzt verbarg ihr nicht mehr den Ernst ihrer Situation. Sie ließ ihren Rechtsanwalt kommen und machte im Beisein des Mediziners und Fräulein Stiftings ihr Testament zu Gunsten Lidwinens.

Lidwina konnte das Geld nicht mehr gebrauchen, aber man wollte die Gräfin nicht der letzten Freude berauben, ihren Liebling ein Glück bereitet zu haben. Antonie trennte sich mit schwerem Herzen von ihr. Doch sie mußte Lidwinen das gegebene Versprechen einlösen.

In Collins Bureau hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Doktor Molenar in einem kleinen Orte Bayerns als Lehrer thätig war. Sie reiste unverzüglich dorthin, suchte ihn auf, setzte ihn in ihrer kurzen deutlichen Art von dem Vorgefallenen in Kenntnis und bat ihn, nicht zu lange zu überlegen, sondern ihr zu folgen, wenn er der sterbenden Freundin letzten Wunsch erfüllen wolle . . . . .

Als Antonie am nächsten Tag in das Krankenzimmer trat, blickte ihr aus Lidwinens Bett ein fremdes Gesicht entgegen.

Sie faltete entsetzt die Hände.

„Erschrecken Sie nicht", flüsterte die Wärterin, „die Kranke hat sich während der Nacht sehr verändert, das pflegt manchmal zuletzt so vorzukommen".

Antonie trat näher, das kleine Gesichtchen hatte seine individuellen Züge verloren, es konnte ebensogut einem Knaben, wie einer Greisin angehören.

Die Spuren des Persönlichen waren darin verwischt, das Stadium der ersten Entwicklung war wieder zum Vorschein gekommen.

Und es war ja eine Entwicklung wieder zu etwas Neuem, die sich da vollzog .....

Der Mund der Sterbenden bewegte sich leise. Antonie beugte sich behutsam über sie.

„Sag deinen Geschwistern, sie sollen auf die Wiese gehen spielen, der Vater wird euch rufen" ..... Sie spricht, was sie in ihrer vorletzten Vergangenheit sieht, dachte Antonie. „Laß mich doch, du häßlicher Bube, ich sag's dem Lehrer, wenn du mich haust" ..... dann flog auf einmal ein verstohlenes Lächeln um ihre Lider, und ihre Lippen begannen Worte in einer fremden Sprache zu murmeln .....

Antonie trat leise zur Wärterin.

„Darf ich bleiben, oder ist es besser, ich gehe?"

„Sind Sie ruhig in sich?" fragte die Diakonissin. „Ein einziger heißer Willensakt kann eine schon halb

entflohene Seele wieder zurückrufen in ihren Leib, eine höchst grausame That an Sterbenden“. . . . . .

„Ich bin ruhig, ich wünsche ihr sogar, sie möge einschlummern“.

„Dann bleiben Sie“.

Antonie setzte sich ins Nebenzimmer. Nach einer Weile kam die Schwester herein.

„Denken Sie“, flüsterte sie, „heute Nacht hörte ihr Herz auf zu schlagen, ich dachte es wäre das Ende und klopfte an Herrn Thorns Thüre. „Wenn Sie hinüber kommen möchten“, sagte ich. Er öffnete und sah mich entsetzt an. „Ist . . . sie . . . tot?“ „Nein, aber ich glaube, sie stirbt“. „Ach Gott!“ rief er, das Gesicht verziehend, „entschuldigen Sie . . . ich sehe das lieber nicht an . . . es ist so aufregend . . . . .“ Ich ließ ihn stehen und ging zu meiner Kranken“.

„Von dem Manne hätte ich nie etwas anderes erwartet“, sagte Fräulein Stifting.

„Daß es solche Menschen giebt“, meinte die Schwester und entfernte sich kopfschüttelnd.

Antonie blickte durch die Thürritze hinüber.

Lidwina lag in der vorigen Stellung da, weiß, und leise schwätzend wie eine Quelle, die im Dunkeln dahinrinnt.

Wenn nur Molenar nicht kommt, dachte Antonie, er würde sich wohl fassen, aber der erste Moment . . . und der wäre genügend.

Nach einiger Zeit trat die Diakonissin wieder herein. „Ich habe die ganze Nacht gewacht, wollen Sie es nun ein wenig für mich thun, dann lege ich mich für eine Stunde hin“.

Fräulein Stifting willigte freudig ein. Die Schwester entfernte sich. Antonie blieb auf ihrem Platz. Durch die offen stehende Thür konnte sie das Nebenzimmer übersehen.

Es war sehr ruhig. Von draußen tönte der monotone Pendelschlag der Korridoruhr herein. In der Ferne hörte man zwei Schulkinder lachen, die nach Hause gingen. Sonst kein Ton.

Und gemach wurde es ruhiger und ruhiger. Eine merkwürdige Ruhe, eine ganz andere Ruhe als die gewöhnliche, in der nur die Laute erstorben sind ..... Es war als ob eine weiße Nacht sich niedergesenkt hätte und befahl, zu knien .....

Antonie schöpfte tief Atem und trat in das Nebengemach.

Die kleine Quelle hatte ausgeschwätzt. Lidwina war tot. Ihr Kopf war etwas auf die linke Seite geneigt; die Augen starrten halb offen irgendwohin ins Unbestimmte. Die Lippen sahen hart und trocken aus.

Antonie ließ sich neben dem Bette nieder und drückte das Antlitz auf die weiße kühle Decke.

In diesem Augenblick klingelte es. Das alte Fräulein erhob sich schnell und trat zur Thür. Jetzt sollte keiner eintreten.

Es war Eduard. Sie warf ihm einen Blick zu, den er sofort verstand.

„Lassen Sie mich einen Augenblick zu ihr", bat er mit bleichem Gesichte.

Sie zögerte; dann führte sie ihn an der Hand vor das Bett.

„Eine Larve, aus der sich der Schmetterling befreit hat, ein Leeres, Nichtssagendes. O Lidwina!" rief er, die Arme emporstreckend, „nun sind wir vereint. Wir haben uns beide um einander verblutet; nun brauchen wir nicht mehr zu kämpfen, denn die Scheidewand ist weg; du kannst bei mir sein, wann du willst, und ich kann deine zarten Küsse auf meiner Stirne fühlen". . . . .

„Lidwina ist nun kein Weib mehr", sagte Antonie mit mildem Lächeln, „sie ist eins mit Gott; sie hat sich erfüllt und ist dahin zurückgegangen, von wo sie ausging in göttlicher Neugierde ihrer selbst. Seien Sie nicht klein; schreien Sie nicht nach der bunten Puppe, im letzten Grunde war diese doch nicht das, was Sie liebten". —

Eduard entfernte sich, die Augen voll Thränen. Er war ein Mensch, und was auch sein Geist bejahte, das Herz wollte sein Recht haben und weinen . . . . .

Bevor ihr Sarg geschlossen wurde, kam er noch einmal hinauf. Die Fenster standen offen, die ersten Frühlingswinde flogen herein und spielten in den Blumen, die den Katafalk umblühten.

Am Fußende desselben stand Thorn.

Die beiden Männer begrüßten einander schweigend. Eduard legte eine Hand voll dunkelroter Rosen auf den Saum ihres weißseidenen Sterbegewandes.

„Glauben Sie, daß sie es sieht?“ fragte Albert mit leiser Stimme.

„Ich glaube, daß sie gar kein Interesse mehr daran hat, in dieses Zimmer zu blicken“, antwortete der Doktor, warf einen langen Blick auf das schneeige fremdartige Gesicht unter dem weißen Schleier, und ging.

Nach dem Begräbnis, als er aus dem Kirchhof trat, sah er Antonie, die am Friedhofsgitter stand und mit Agnes einige Worte wechselte.

Er zog grüßend den Hut.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe; ich muß heute wieder fortreisen, und möchte mich bei Ihnen verabschieden“.

Fräulein Stifting nickte Agnes zu und wandte sich zu ihm.

„Sind Sie im Begriff zu gehen?“

Er bejahte.

„Nun dann begleite ich Sie ein Stückchen, wenns Ihnen recht ist“.

„Gewiß, lieb ists mir“, sagte er.

Sie gingen langsam ein Stück Weges zusammen. Dann blieb sie stehen und sah ihm voll ins Gesicht.

„Herr Doktor, ich bin bald sechzig Jahre alt, und stehe allein auf der Welt". —

„Ich weiß", nickte er und sah sie erwartungsvoll an.

„Sie bedürfen keines Menschen, das weiß ich wohl. Im letzten Grunde bedarf auch ich keines. Aber unsere Erkenntnis schließt es nicht aus, daß wir einen Wunsch erfüllen dürfen, der nicht von üblen Folgen sein kann, und uns nicht hindert, vorwärtszuschreiten. Ich habe an Lidwina unrecht gehandelt; vielleicht kann ich es an dem Manne, den sie lieb hatte und der edel gegen sie war, einigermaßen gutmachen. Lassen Sie mich Ihre Pflegerin sein! Ich will Ihre Bücher betreuen und dafür sorgen, daß frische Blumen auf Ihrem Schreibtisch stehen. Ich will Ihren Schülern einen Weihnachtsbaum zurechtputzen und mit Ihnen an langen Winterabenden von Lidwinen reden. Wollen Sie?"

Er blickte sie stumm an. Um seine Mundwinkel zuckte es . . . . .

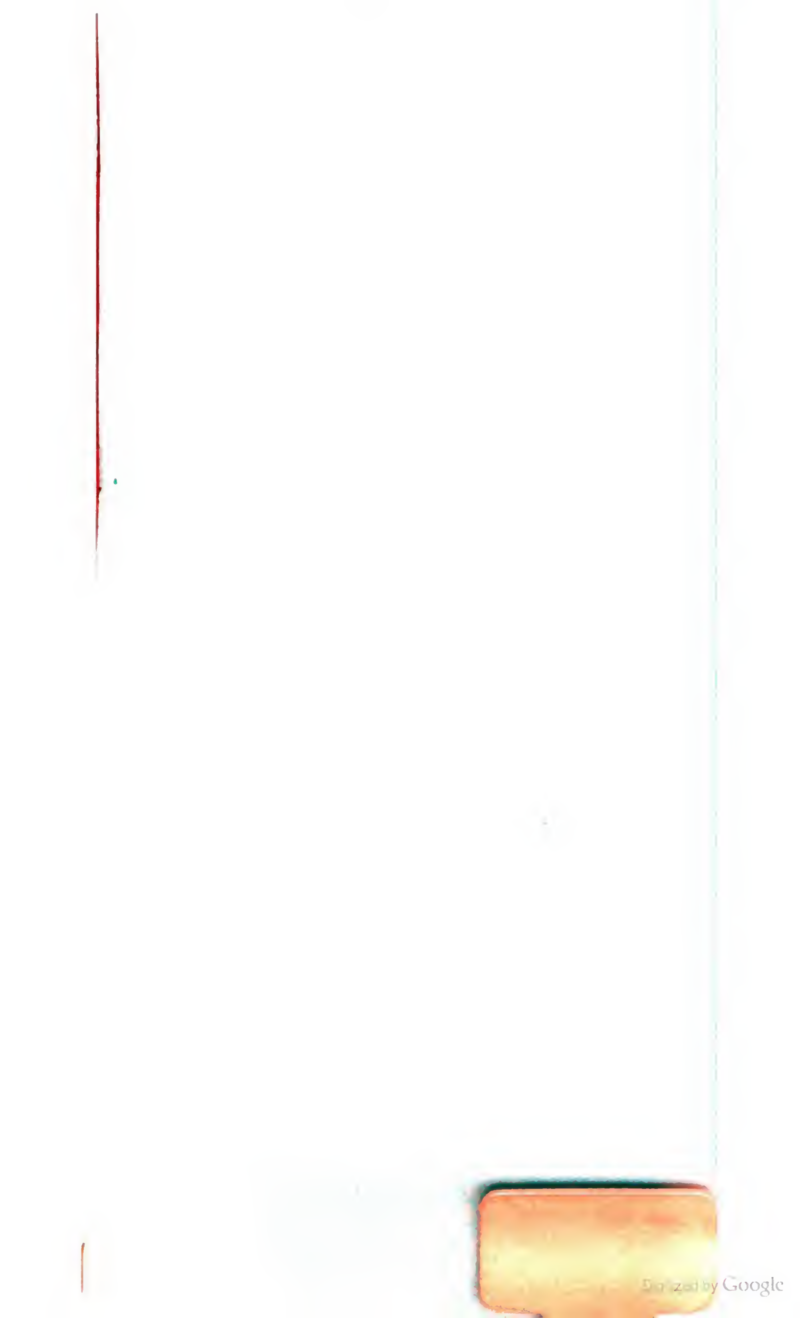
„Wenn Sie einverstanden sind, legen Sie Ihre Hand in die meine".

Er legte seine beiden Hände in ihre Rechte . . . .



Druck von Emil Freter in Leipzig.






Princeton University Library
32101 069189148

